



Seibennunddreissigster Jahrgang.

18. Heft.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

## Am Belt.

Roman von

Gregor Samarow.

### Zwanzigstes Kapitel.

**M**ährend die nach nationaler Selbständigkeit ringende Bewegung im Süden der damals noch auf den papierernen Blättern des Völkerrechts existierenden

dänischen Gesamtmonarchie immer heftiger emporwogte, herrschte in Kopenhagen eine düstere Ruhe, unter der sich eine nicht minder tiefgehende Erregung verbarg.

Die Beisehung Friedrichs VII., des letzten Königs, der in seiner Person unzweifelhaft und unanfechtbar das dynastische Recht der Personalunion zwischen Dänemark und den deutschen Herzogtümern trug und gegen den man wohl die Forderung auf Verfassungsänderung stellen, aber niemals den rechtsbegründeten Anspruch auf eine Trennung der Herzogtümer von seiner Herrschaft erheben konnte, hatte unter allgemeiner Trauer stattgefunden und diese Trauer breitete sich wie ein schwarzer Schleier über den Hof, die Gesellschaft und das Volk aus.

So sicherhaft auch die unruhige Erwartung war, welche alle Gemüter bewegte, niemand dachte daran, den Forderungen des deutschen Bundes nachzugeben, und auch diejenigen, welche mit der radikalen Richtung der herrschenden Partei nicht übereinstimmten, billigten und teilten doch vollständig den Entschluß der herrschenden Staatsmänner in dieser Krisis, um jeden Preis das Prinzip der einheitlichen Gesamtmonarchie, auf welcher ja die europäische Bedeutung des kleinen dänischen Königreichs beruhte, festzuhalten.

Man hoffte zunächst durch einen passiven Widerstand die ohnehin so schwerfällige Aktion des Bundes zu hemmen und jede Entscheidung so lange hinauszuziehen, bis die Großmächte durch den Druck ihrer Vermittlung dem deutschen Bunde eine Lösung aufzwingen würden, bei welcher mit einigen unbedeutenden Konzessionen im wesentlichen der bestehende Zustand erhalten würde. An eine ernste Gefahr für den territorialen

Bestand der Gesamtmonarchie glaubte noch niemand, die Erbfolge war ja durch das Protokoll von London fest geregelt und die beiden deutschen Großmächte, welche selbst an der Bundesresolution beteiligt waren, hatten ja bestimmt erklärt, daß sie sich an das Londoner Protokoll gebunden erachteten.

Man lachte und spottete über den sogenannten Regierungsantritt des Erbprinzen von Augustenburg, und in den maßgebenden politischen Kreisen war man über das

Auftreten des Präkendenten sogar sehr erfreut, weil ja durch dasselbe die ganze Bewegung in den Herzogtümern in einen scharfen Gegensatz gegen die klar ausgesprochene Politik der beiden deutschen Großmächte gebracht war, ohne welche ja jede Aktion des deutschen Bundes erfolglos bleiben mußte.

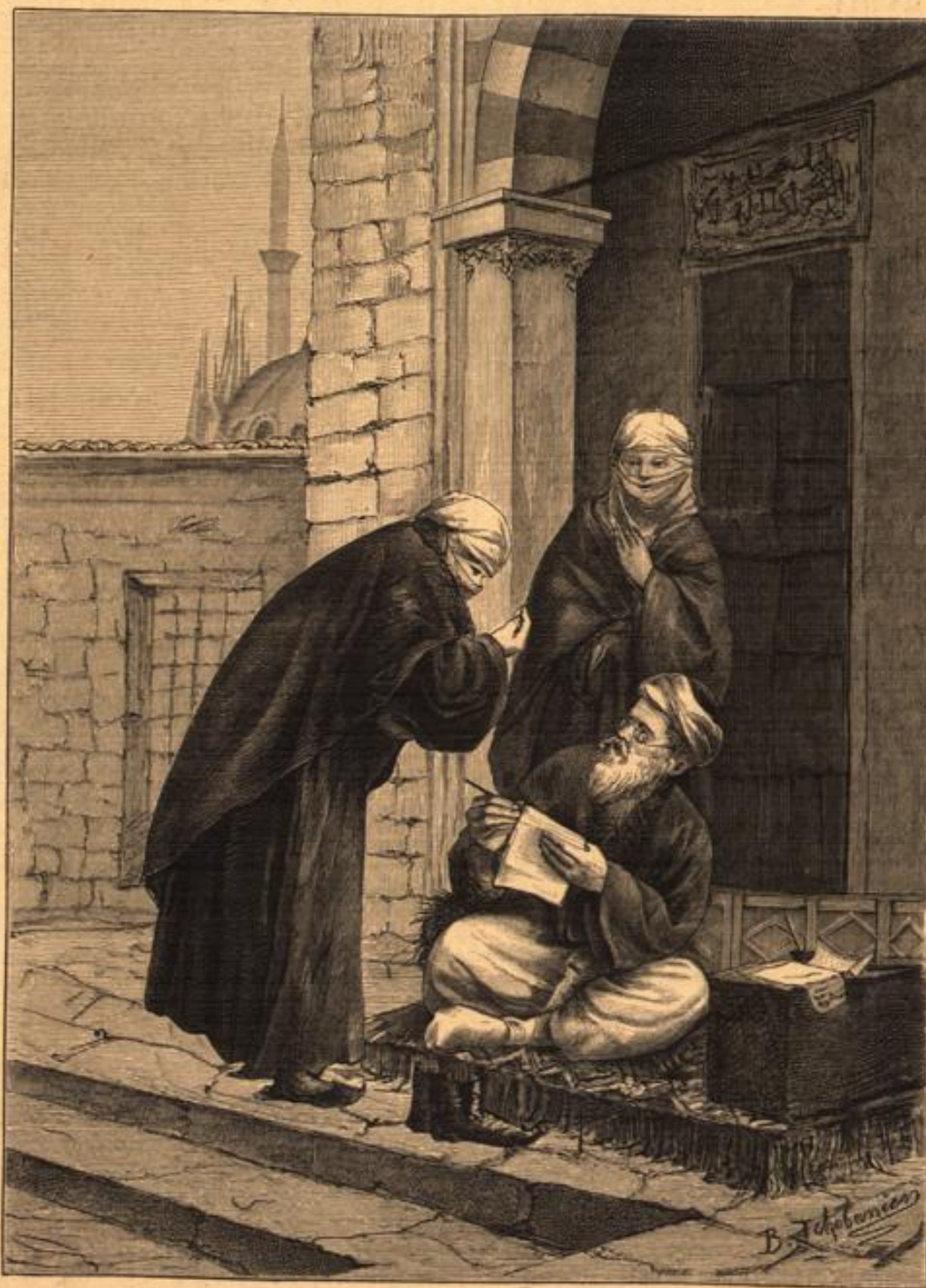
Dessenungeachtet bereitete man sich auf den Fall der Notwendigkeit eines ersten Kampfes vor, die Armee wurde auf Kriegsfuß gesetzt und auch die Reservisten aus den Herzogtümern mit rücksichtsloser Strenge zu den Fahnen eingezogen, wenn man ihrer habhaft werden konnte; selbst auch den Gegnern hätte die ruhige, feste Entschlossenheit, mit welcher das kleine dänische Volk sich auf die Möglichkeit eines Kampfes gegen eine so gewaltige Uebermacht tapfer und unerschrocken vorbereitete, immerhin Achtung abgewinnen müssen.

Der Baron von Blomstedt ward von dem König und auch von den leitenden Staatsmännern mit hoher Auszeichnung aufgenommen.

Man erkannte es dankbar an, daß der große Edelmann aus den Herzogtümern gerade in dieser Zeit am Hofe zu erscheinen wagte und dadurch so offen und frei seine Treue und Anhänglichkeit dem neuen von der deutschen Bevölkerung zurückgewiesenen Souverän kund gab.

Der Baron aber war finster und namentlich den dänischen Ministern gegenüber noch unnahbarer und verschlossener als sonst. Man rechnete ihm diese Zurückhaltung indessen nicht an, man schrieb dieselbe der Trauer um den verstorbenen König zu und wußte auch, daß sein Sohn es abgelehnt hatte, ihn zu begleiten, und begriff, daß dieser Zwiespalt in seiner Familie den der unumschränkten Herrschaft in seinem Hause gewöhnten Mann schwer erschüttern müsse.

Der Baron war täglich in dem Familienkreise der Gräfin Stören; er hatte ihr mit wenigen kurzen Worten gesagt, daß Friedrich es verweigert habe, ihn zu begleiten, und nur wie beiläufig hinzugefügt, er beklage es, daß sein Sohn nicht am Hofe erscheinen wolle, so lange die alten Rechte der Herzogtümer nicht in der Verfassung Anerkennung fänden; er sei eben darin starrsinnig wie in allem andern, man müsse erwarten, daß die Zeit ihre erziehende Hand an ihn lege. Vorläufig müsse man alle



Türkischer Schreiber in Konstantinopel. Originalzeichnung von B. Tschobanian. (S. 424.)

persönlichen Sorgen zurücksehen, bis die schwere Zeit, welche auf dem ganzen Lande lastete, vorübergegangen sei. Damit hatte er leichtlich das Gespräch abgebrochen.

Die Gräfin kannte ihn genug, um zu bemerken, daß eine tiefere und ernstere Sorge um seinen Sohn ihn beschäftigte, als er es aussprechen mochte, doch konnte sie ja am allerwenigsten nach dem Vorgefallenen diesen Gegenstand weiter verfolgen und so wurde denn bei den Besuchen des Barons in dem Hause der Gräfin Friedrichs Name niemals weiter erwähnt.

Mathilde gab sich alle Mühe, unbefangen und heiter zu erscheinen, aber sie sah bleich und angegriffen aus. Häufig sah sie, vor sich hinstarrend, in tiefe Gedanken versunken da und raffte sich dann plötzlich wieder zu unnatürlicher Lebhaftigkeit auf. Wer aufmerksam auf sie achtete, konnte wohl sehen, daß sie litt, daß eine innere Unruhe sie bewegte, aber ihre Mutter schien das nicht zu bemerken, sie teilte wohl die Ansicht des Barons, daß in allen persönlichen Sorgen und Kümernissen dieser Tage nur die Zeit heilen und helfen könne.

Axel war Feuer und Flamme, er brannte vor Ungebuld, ins Feld zu rücken, und war wie die ganze dänische Armee voll Unmut darüber, daß der Befehl gegeben war, vor den einrückenden Bundesstruppen sich zurückzuziehen und einen Zusammenstoß zu vermeiden.

„Wenn wir Furcht zeigen, sind wir verloren!“ rief er. „Wohl weiß ich, daß wir endlich unterliegen müssen, wenn die ganze deutsche Bundesmacht über uns herfällt; die Uebermacht würde uns erdrücken, und wenn wir alle bis auf den letzten Mann fielen; aber wir sind glücklicherweise mit diesem übermächtigen Deutschland nicht allein in der Welt — je schneller wir den Kampf aufnehmen, je nachdrücklicher wir uns wehren, je lauter der Kanonendonner durch Europa schallt, um so schneller werden die Mächte Halt gebieten, und was wir selbst festgehalten haben, wird niemand uns nehmen.“

Der Baron antwortete selten auf solche Ausbrüche des jugendlich militärischen Feuers, aber sein sorgenvoller Blick flarte sich auf, wenn er auf dem von stolzem freudigem Mut flammenden Gesicht Axels ruhte; zuweilen drückte er ihm wohl leise feuchend die Hand und seine Gedanken schienen in die Ferne zu schweifen. Auch Axel nannte Friedrichs Namen niemals, und so schien es denn, als ob gerade der Punkt, welcher diesen kleinen Kreis vielleicht am wenigsten beschäftigte, gar nicht vorhanden, wodurch dann wieder die trübe Befangenheit, welche auf allen lastete, noch vermehrt wurde.

Schon hatte der Baron seine Rückreise nach Hagenberg festgesetzt, als er abends, in den Salon der Gräfin tretend, diese und ihre Kinder in heftiger Aufregung fand.

Mathilde schien, so sehr sie sich auch Mühe gab, ihre Thränen nicht zurückhalten zu können. Axel sprach laut und lebhaft, und die Gräfin schien ihn beruhigen zu wollen und winkte ihm bittend, zu schweigen, als der Baron eintrat.

„Nein,“ rief Axel, „nein, er muß es wissen; was hilft es, wenn wir heute verbergen wollten, was ja doch bald alle Welt erfahren muß!“

„Hier,“ sagte er, dem Baron einen Brief reichend, „hier, lieber Papa, lesen Sie selbst, was ein Freund aus Kiel mir schreibt, der dort den Baron Renzenau getroffen hat, welcher auch abgefallen ist und mit dem treibenden Strom dahinschwimmt, hier lesen Sie, Renzenau selbst hat meinem Freund erzählt, auch der junge Baron Blomstedt sei dort, er sei ein Heißsporn in der Augustenburgischen Sache und wolle ein Freicorps anwerben und dem Herzog zur Verfügung stellen.“

Er deutete auf die betreffende Stelle des Briefes, den der Baron in seiner zitternden Hand hielt.

Der Baron wurde bleicher und bleicher, als er die Zeilen las. Einen Augenblick schien es, als ob er schwankte, und schon streckte Axel den Arm aus, um ihn zu stützen, aber mit gewaltiger Willenskraft richtete er sich wieder auf; sein Gesicht wurde starr wie Marmor. Ruhig faltete er das Papier zusammen und reichte es Axel zurück.

„Nun,“ sagte er mit dumpfer Stimme, „wenn dies wahr ist, so habe ich keinen Sohn mehr!“

„Es ist unmöglich!“ rief die Gräfin; „es kann nicht wahr sein, so weit kann Friedrich sich nicht vergessen!“

Axel blickte schweigend zu Boden.

Mathilde stand auf und ging hinaus.

„Ich fürchte, daß es wahr ist,“ sagte der Baron, immer mit derselben, fast gleichgültigen und doch in ihrer Starrheit unheimlichen Ruhe; „Renzenau kennt ihn ja zu gut, um sich zu täuschen; ich werde forschen, ich werde die Wahrheit ermitteln und dann richten; hat er gethan, was Renzenau schreibt, so ist er ein Rebell, er ist schuldig der Felonie gegen seinen rechtmäßigen Herrn, den ganz Europa anerkannt hat. Ist ein Knabe befugt, richten zu wollen über das Erbrecht seines Herrn, wo der höchste Gerichtshof der europäischen Souveräne gesprochen hat; sein eigenes Erbrecht aber wahrlich hat er verwirkt durch die verbrecherische Auflehnung gegen seinen Lehnsherrn, und wahrlich, ohne zu zucken, werde ich die traurige Pflicht erfüllen, den Unwürdigen auszuschließen, den das Landesgesetz des Hochverrats schuldig erkennen würde, wenn in diesem Augenblick das Recht frei walten könnte. Agnes soll die Erbin von Hagenberg sein, der König wird meine

Bitte genehmigen, ich werde sie ihm heute noch aussprechen, da er wegen der dringenden Geschäfte dieser unruhigen Zeit mich spät noch empfangen will, um mich zu verabschieden. Agnes soll meine Erbin sein und Axel wird ja wohl meinen Namen dem seinigen hinzufügen, damit der Name Blomstedt mit den alten Sitten meiner Vorfahren verbunden bleibe.“

„O nein, Papa, nein, ich bitte Sie,“ rief Axel, „das dürfen Sie nicht thun, das dürfen Sie Agnes und mir zu liebe nicht thun; ich würde Agnes lieben und ihr meine Hand reichen, wenn sie das ärmste Mädchen des Landes wäre, und, bei Gott, niemand soll von mir sagen, daß ich den Bruder von seinem Besitz verdränge.“

Der Baron schüttelte kalt den Kopf.

„Ich werde thun, was meine Pflicht ist, ich werde prüfen und richten, wie es dem Vater und dem Haupt der Familie zusteht. Jetzt kein Wort weiter davon!“

Unter gleichgültigen Gesprächen, denen die Gedanken eines jeden fern waren, verging eine Stunde. Dann verabschiedete sich der Baron, um zur Abschiedsaudienz nach dem Schlosse zu fahren.

Schnell legte er in seinem Hotel die kleine Hofuniform an und zu der bestimmten späten Abendstunde trat er in das Cabinet des neuen Königs Christian IX.

Der König, der unter so schwierigen Verhältnissen die Regierung angetreten hatte, stand damals im fünfundvierzigsten Jahre seines Alters. Er war ein Mann von vornehmer Haltung, sein edles Gesicht drückte weiche Milde und freundliches Wohlwollen aus, wenn auch in diesem Augenblick seine Stirn von düsteren Wolken beschattet wurde.

„Ich habe es mir nicht versagen können,“ sprach er, dem Baron entgegen tretend und ihm freundlich die Hand reichend, „von einem so treuen und ergebenen Freunde wie Sie, Herr von Blomstedt, persönlich Abschied zu nehmen, und bitte um Entschuldigung, daß ich diese späte Stunde dazu gewählt; die Geschäfte meiner neuen Regierung,“ fügte er feuchend hinzu, „haben meinen ganzen Tag bis zu diesem Augenblick in Anspruch genommen.“

„Ich wünsche und hoffe, Majestät,“ erwiderte der Baron, „daß die Mühen und Sorgen, denen Sie sich jetzt unterziehen müssen, zu einem glücklichen, für Eure Majestät und Allerhöchstherrn Unterthanen gleich erfreulichen Ausgang führen mögen.“

„Ich muß das ja auch hoffen,“ erwiderte der König, indem er sich niederließ und dem Baron winkte, neben ihm Platz zu nehmen; „aber Ihnen darf ich es ja sagen, mein Herz ist von bangen Zweifeln erfüllt, denn viele wenden sich von mir, auf die ich glaubte zählen zu dürfen, Sie wissen, daß die Ritterschaften und die Prälaten zahlreich in Kiel versammelt sind, um meinen Vetter von Augustenburg zum Herzog auszurufen, es mischt sich da eine neue Frage, die ich für abgethan hielt, in die ohnehin schon schwierigen und verwickelten Verhältnisse.“

„Ich weiß das, Majestät,“ sagte der Baron, „und beklage es tief, um so tiefer, als ich, was Eure Majestät selbst von mir erfahren soll, soeben die Nachricht erhalten habe, daß auch mein einziger Sohn sich in Kiel befindet und an jenen unberechtigten, rebellischen Demonstrationen teilgenommen haben soll.“

„Ich hatte davon gehört,“ sagte der König wehmützig, „ich beklage einen solchen unglücklichen Zwiespalt in Ihrer Familie; aber um so höher schäme ich es, Sie in diesem Augenblick hier bei mir zu sehen.“

„Wenn jene Mitteilung sich bestätigt,“ sagte der Baron, „so bitte ich im voraus Eure Majestät um Genehmigung einer Aenderung des Majoratsstatuts meiner Familie; meine Tochter, die künftige Gräfin Axel Stören, soll meine Erbin sein, mein so traurig verirrter Sohn würde ja ohnehin durch die Verletzung seiner Vasallen- und Unterthanenpflicht seine Rechte verwirkt haben.“

„Lassen wir das jetzt,“ sagte der König, „lassen wir erst die großen Fragen sich abwägen, dann wird es immer noch Zeit sein, zu strafen oder Gnade zu üben. Vielleicht kehrt Ihr Sohn zu seiner Pflicht zurück — vielleicht auch,“ sagte er schmerzlich feuchend, „werde ich einst nicht mehr in der Lage sein, in Holstein und selbst in Schleswig landesherrliche Entscheidungen zu treffen.“

„Welch ein Gedanke, Majestät!“ rief der Baron. „Steht nicht die Erbfolge in Schleswig-Holstein so gut wie in Dänemark durch die Beschlüsse von London fest, sind dieselben nicht selbst von Oesterreich und Preußen anerkannt, sind nicht alle Großmächte verpflichtet, für die Aufrechterhaltung derselben einzustehen?“

„Wozu die Großmächte verpflichtet sind, mein lieber Herr von Blomstedt,“ erwiderte der König, „darüber haben sie nur selbst zu entscheiden, wir haben die Macht nicht, sie zu der Erfüllung einer auch noch so klaren Pflicht anzuhalten, und Sie wissen ja, daß internationale Verträge nur so lange bindend sind, als es den Kontrahenten gefällt.“

„So halten Eure Majestät es für möglich, daß —“ rief der Baron.

„Ich muß in der Politik alles für möglich halten,“ fiel der König ein. „Die schriftliche oder mündliche, oder wie es in der diplomatischen Kunstsprache heißt, die akademische Anerkennung eines Vertrages wiegt leicht, unendlich leicht in der Waagschale der Geschichte, wenn der that-

sächliche Nachdruck der Macht fehlt, und, ich muß es Ihnen sagen, auf einen solchen Nachdruck hoffe ich nicht. Lord Woodhouse und General Fleury sind hier, ich habe mit beiden heute lange Konferenzen gehabt.“

„Wäre es möglich,“ rief der Baron, „daß man in London und Paris die so feierlich übernommenen Verpflichtungen vergessen könnte?“

„So weit geht man noch nicht,“ erwiderte der König, „aber sowohl Lord Woodhouse als der General Fleury haben mir den dringenden Rat erteilt, die Gesamtverfassung vom achtzehnten November aufzuheben, um die Einmischung des Bundes gegenstandslos zu machen; beide haben mir zugleich auch auf das bestimmteste versichert, daß in keinem Falle eine militärische Aktion zu meinen Gunsten von ihren Regierungen zu erwarten sei.“

Der Baron senkte einen Augenblick nachdenkend den Kopf.

„Wenn Eure Majestät,“ sagte er dann, „mir so weit Ihr Vertrauen schenken, so darf ich vielleicht auch die Frage mir erlauben, was Sie darauf geantwortet haben.“

„Ich habe gesagt,“ erwiderte der König, „daß meine Minister mir geraten haben, was auch meinem Gefühl entspricht, daß die einmal gegebene Verfassung, auf Grund deren ich König bin, für mich unverlethlich und unveränderlich ist.“

„Eure Majestät werden mir verzeihen,“ fuhr der Baron fort, „wenn ich mich erlaube, es auszusprechen, daß jene Verfassung auf das schwerste die alten Rechte Holsteins und auch Schleswigs verlegt; es soll dies, bei Gott, kein Vorwurf sein, weder für den hochseligen König noch für Eure Majestät, aber es ist eine Thatfache, und durch die Beseitigung dieser Thatfache würde die ganze gegenwärtige Verwirrung leicht gelöst werden können.“

„Ich bin König von Dänemark, Herr von Blomstedt,“ sagte Christian IX., „die rechtsgültige Verfassung des Königreichs Dänemark ist die Grundlage meines Thrones.“

„Eure Majestät sind aber auch Herzog von Holstein,“ erwiderte der Baron fest, „und Ihr Thronesfundament ist das durch die Großmächte geschaffene Völkerrecht. Eurer Majestät Vorfahren waren auch Könige von Dänemark, dessenungeachtet fanden sie die kräftigste Stütze ihrer Macht in unseren deutschen Herzogtümern.“

„So würden Sie mir raten?“ fragte der König.

„Die Verfassung aufzuheben, Majestät,“ erwiderte der Baron, „die Forderung von England und Frankreich gibt Ihnen die beste Veranlassung, dies mit Würde thun zu können; dann, Majestät, wenn die unglückselige Ursache aller Verwirrungen beseitigt ist, dann besetzen Sie die Grenzen Holsteins, statt Ihre Truppen zurückzuziehen, und die nachdrücklichste Unterstützung der Mächte wird Ihnen sicher sein; Deutschland wird es dann nicht mehr wagen, einen Gewaltstreich zu thun, der durch nichts mehr gerechtfertigt wäre, der Weg für die Verhandlungen wäre geöffnet, die für Eure Majestät endlich günstig abschließen müssen.“

„Das ist unmöglich, unmöglich,“ sagte der König, „ich fände keinen Minister, der einen solchen Akt kontrahirte.“

„Vielleicht nicht in Kopenhagen,“ erwiderte der Baron, „wenigstens nicht unter der jetzt herrschenden Partei; aber Eure Majestät fänden in den Herzogtümern unzweifelhaft immer noch treue und feste Männer, welche sich in diesem entscheidenden Augenblick an Ihre Seite stellen würden. Ich bitte Eure Majestät, sich zu erinnern, daß es ruhmvolle und glückliche Zeiten gab, in denen schleswigsche und holsteinische Edelknechte unter Ihren Vorfahren das Staatsrudel führten.“

„In der That!“ rief der König, „Sie würden es wagen, Herr von Blomstedt?“

„Gewiß, Majestät,“ erwiderte dieser, „würde ich dem Ruf meines Herrn folgen und keine Gefahr würde mich zurückschrecken. Doch das war nicht der Sinn meiner Worte, ich bin fern von solchem Ehrgeiz. Eure Majestät würden der Männer genug finden, die vielleicht besser und geschickter sind als ... doch ich wiederhole es, ich bin jeden Augenblick bereit, Eurer Majestät Befehl zu befolgen.“

„Das wäre eine Revolution in Kopenhagen,“ erwiderte der König.

„Nein, Majestät,“ sagte Herr von Blomstedt, „die bisher herrschende Partei würde freilich widersprechen, der Pöbel würde vielleicht lärmern, aber die Armee würde fest zu Eurer Majestät stehen und der Bestand der Monarchie wäre gerettet, die Bewegung des Herzogs von Augustenburg würde im Keime erstickt werden, alle Großmächte müßten für Eure Majestät einstehen und endlich würde ein Verfassungszustand geschaffen werden, in welchem Eure Majestät, auf die Kraft der deutschen Herzogtümer gestützt, mehr Herr in Ihrem eigenen Hause sein würden, als Sie es jetzt sind. Verzeihen Sie dies vielleicht vermessene Wort, es kommt aus treuem, ergebenem Herzen.“

Der König senkte das Haupt und sah lange in schweigendem Nachdenken da.

„Nein, Herr von Blomstedt,“ sagte er dann, indem er sich wieder aufrichtete, mit ernstem Nachdruck, „nein, ich kann es nicht, ich darf nicht nachgeben in diesem Augenblick, in welchem das dänische Volk sich einmütig um mich schart, während es in den Herzogtümern mein Thronrecht bestreitet und offen einen andern Herzog ausruft. Das

wäre unwürdig und unklug, ich würde Dänemark verlieren und die Herzogtümer dennoch vielleicht nicht erhalten, nein, ich darf es nicht; ein König mag gebrochen werden von der Uebermacht, er darf sich nicht beugen! Vielleicht wäre es möglich, zu thun, was Sie mir raten, wenn mein Erbrecht nicht in Frage gestellt wäre, doch so darf ich es nicht thun, nein, nein, es ist unmöglich. Vielleicht wäre ich glücklicher," sagte er sinnend, "wenn die Last der Krone nicht auf meinem Haupte ruhte, aber eine Krone ist eine Schickung Gottes, und so schwer ihre Last sein mag, man darf sie nicht von sich werfen. Glauben Sie mir, Herr von Blomstedt," sagte er, indem er die Hand des Barons ergriß, der ihn mit düsteren Blicken ansah, "glauben Sie mir, ich habe ein warmes Herz für meine deutschen Herzogtümer, aber meine erste Pflicht ist es, die Krone, die das dänische Volk mir anvertraut hat, zu erhalten und alle meine Unterthanen vor schweren Prüfungen zu bewahren. Der Widerstand gegen die deutsche Macht ist nicht die schwerste Prüfung, nicht die schlimmste Gefahr, schlimmer wahrlich wäre es, wenn hier in Kopenhagen die Revolution gegen den König von Dänemark ausbräche, während in Schleswig und Holstein die Erbrechte des Herzogs bestritten werden, wo bliebe dann die Möglichkeit, ruhige und friedliche Zustände wieder herzustellen! Ich muß den Kampf durchführen, ich muß bis aufs äußerste die Selbstständigkeit meines Königreichs verteidigen, ich muß durch meine Festigkeit die Mächte zwingen, uns beizustehen, wenn sie nicht das Gleichgewicht Europas in verhängnisvoller Weise verrücken wollen; gelingt es, siegreich zu bleiben gegen die fremde Drohung, dann ist es Zeit, darüber nachzudenken, wie die Wünsche und Rechte meiner verschiedenen Unterthanen gegen einander ausgeglichen werden können, dann vielleicht kann eine Zeit wiederkommen, wie jene, von der Sie sprachen, eine Zeit, in welcher meine treuen und ergebenen Freunde aus Schleswig und Holstein mir als Ratgeber zur Seite stehen und ihrem Herzog helfen, König von Dänemark zu sein."

"Möge es Gott also fügen!" sagte der Baron, doch seine Miene zeigte, daß dem Wunsch, den seine Lippen aussprachen, die Hoffnung seines Herzens nicht zur Seite stand.

"Leben Sie wohl, Herr von Blomstedt," sagte der König bewegt; "eine schwere Zeit wird kommen, möge sie vorüber sein, wenn wir uns wiedersehen, und seien Sie überzeugt, daß Ihre Treue und Ergebenheit stets bei mir in dankbarer Erinnerung bleiben wird, auch wenn ich Ihren Rat nicht befolgen kann — an dem Unterthanen ist es, zu raten nach seinem Gewissen, der König hat zu entscheiden nach seinem Gewissen, die Weisheit der Vorsehung bestimmt das Ende."

Der König drückte noch einmal herzlich die Hand des Barons, dann neigte er traurig das Haupt zum Abschiede. Der Baron verneigte sich stumm und verließ das Kabinett, um nach seinem Gasthof zurückzukehren.

Am nächsten Morgen machte er einen kurzen Besuch bei der Gräfin; er lehnte jedes Gespräch über Friedrich ab und trat nach einem schmerzlich bewegten Abschied die Rückreise nach Hagenberg an.

#### Einundzwanzigstes Kapitel.

Friedrich hatte sorgfältig jede weitere Begegnung mit dem Baron von Kenzenua oder mit irgend einem der anderen in Kiel anwesenden Mitglieder des schleswig-holsteinischen Adels vermieden; seiner Ueberzeugung und seiner offenen Natur widerstrebte es, demonstrative Beschlüsse zu fassen, welche auf den Gang der Ereignisse kaum einen Einfluß haben konnten und doch vor entscheidenden Thaten und dem vollen Einsatz der Person zurückweichen; auch hielt er es für eine Pflicht gegen seinen Vater, seinen Namen, den jener doch zu vertreten hatte, in eine Sache zu mischen, die von dem Baron mißbilligt wurde, seine Person gehörte ihm, er hatte das Recht, über dieselbe zu verfügen und sie einzusetzen in den Kampf, welchen die Zeit nach seiner Ueberzeugung forderte, sein Name aber, alle Rechte, die mit demselben verknüpft waren, und aller Einfluß, den derselbe üben konnte, gehörten nach seiner loyalen Auffassung noch seinem Vater.

Er blieb daher in seinem Gasthof unter dem Namen Blom, ging wenig aus, um nicht etwa Bekannten zu begegnen, und blieb auch dem Theologen Bergen und den übrigen jungen Leuten gegenüber, mit denen er sich zu gemeinsamen Wirken verbunden hatte, nur der einfache Landwirt Blom.

Die Bewegung, zu welcher sich zuerst nur eine Verbindung von wenigen jungen Leuten, die sich selbst unter einander vorher kaum kannten, zusammengeschlossen hatte, nahm immer größere Ausdehnung an. Bald hatten sich Bürger von Kiel und anderen holsteinischen Städten, sowie Landleute aus verschiedenen Gegenden angeschlossen, immer ausgedehnter wurde die Korrespondenz, welche vorzugsweise Friedrich und dem Theologen Bergen zufiel, auch wurden beide dazu angeregt, zu immer weiterer und schnellerer Förderung der Sache häufige Reisen zu machen, um diesen oder jenen einflussreichen Mann zur Mitwirkung heranzuziehen.

Allgemein war die von Friedrich und Bergen mit be-

geistertem Eifer vertretene und versuchte Ueberzeugung verbreitet, daß die Anwesenheit des Herzogs Friedrich im Lande unbedingt nötig sei, um die Frage des Erbrechts, durch deren wirkliche Lösung allein eine endgültige Befreiung der Herzogtümer von dem dänischen Joch herbeigeführt werden könne, auch praktisch zu stellen und allen diplomatischen Bedenkllichkeiten und Zögerungen die vollendete Thatfache entgegenzustellen, und man hatte beschlossen, eine große Volksversammlung in Elmshorn auszuschreiben, welche durch einen einmütig im Namen des ganzen Landes gefaßten Beschluß den Herzog Friedrich in sein Herzogtum rufen und ihm zugleich die Bürgschaft geben sollte, daß er allen Bedenkllichkeiten des Bundes und der deutschen Mächte gegenüber in dem Willen des Volkes selbst eine feste Stütze seines Rechtes finden werde.

Friedrichs ganze Kraft wurde durch diese Thätigkeit, welche eine unausgesetzte strenge Arbeit erforderte, voll auf in Anspruch genommen, so daß er in der That von dem schmerzlichen Nachdenken über seine persönliche Lage abgezogen wurde und in dem Gedanken, daß er seine erste und heiligste Pflicht gegen sein Vaterland und seinen rechtmäßigen Fürsten erfülle, eine Beruhigung fand, die ihm trotz seiner trüben Erinnerungen und Sorgen innere Freude und Sicherheit gab.

Er hatte in allen seinen vielfachen Arbeiten einen langen Brief an seinen Vater geschrieben, in welchem er demselben nochmals seine unabänderliche Ueberzeugung, die er, in so schmerzliche Widersprüche sie ihn auch verwickeln werde, dennoch allein zur Richtschnur seines Handelns machen müsse, dargelegt. Er hatte hinzugefügt, daß er sich unter dem Namen Blom in Kiel aufhalten und niemals den Namen seines Vaters im Dienst einer Sache zu führen sich für berechtigt halte, die dieser mißbillige; er lege seine Erbrechte in seines Vaters Hände, werde niemals irgend einer Verfügung desselben widersprechen und biete nur um das eine, daß sein Vater ihm, so weit auch ihre beiderseitigen Anschauungen auseinandergehen möchten, seine Achtung und Liebe nicht entziehen möge, die er dann nur mit Recht verscherzen zu können glaube, wenn er seine Ueberzeugung um äußerer Rücksichten willen verleugnen würde.

Er hatte nach einigen Tagen eine Antwort erhalten, welche von seines Vaters Hand nur kurze Bemerkungen enthielt.

Der Baron von Blomstedt hatte das Schreiben des Herrn Friedrich Blom erhalten und glaubte eine Diskussion über seine Meinung darüber um so mehr unterlassen zu sollen, als dieselbe unabänderlich und dem Herrn Blom vollständig bekannt war.

In tiefem Schmerz verbrannte er diese kurze und harte Antwort und doch konnte er dieselbe nicht tabeln; er sagte sich, daß der Vater unweifelhaft dasselbe Recht habe, das der Sohn ihm gegenüber in Anspruch nahm, seine Ueberzeugung festzuhalten und darnach zu handeln. Er war ein Mann geworden, er hatte um schweren Preis seine Freiheit erkaufte, er mußte sich nun seinen Weg durch das Leben, der sich bisher so breit und eben vor ihm ausgebreitet hatte, selbst öffnen. Trotz aller Sorgen und Schwierigkeiten, die ihm entgegentraten, fühlte er seine Kraft wachsen, und fast schien es ihm, als ob das Leben durch den Kampf, den es ihm auferlegte, höheren Wert und Inhalt gewänne.

Mit verdoppeltem Eifer gab er sich seiner Thätigkeit für die Sache seines Vaterlandes hin.

Trotz seiner ersten, verschlossenen Natur, welche ihn selbst auf der Universität von den Jugendfreundschaften, die so oft fürs Leben geschlossen werden und so schnell erkalten, zurückgehalten hatte, schloß er sich immer wieder an Bergen an.

Dieser war ein junger Mensch von tiefer und feiner Bildung; er verband klaren, scharfen Verstand mit warmem, für alles Große und Edle empfänglichem Gefühl und einer strengen, aber von allem Pietismus weit entfernten christlichen Religiosität. Er dankte alles, was er geworden war, seinem Fleiß und seiner unermüdelichen Strebsamkeit. Als Sohn eines Schullehrers in einem kleinen schleswigschen Dorfe war er in unendlich beschränkten Verhältnissen aufgewachsen und zunächst für den Beruf seines Vaters ausgebildet worden. Der emsige Fleiß, die ausgezeichneten natürlichen Anlagen und die musterhafte Führung des Knaben hatten die Aufmerksamkeit des Schulspektors auf ihn gelenkt und durch dessen Verwendung hatte er ein kleines Stipendium erhalten, um das Gymnasium besuchen und Theologie studieren zu können. Er war verhältnismäßig spät auf die höhere Schule gekommen und hatte seine außerordentlich beschränkten Mittel durch Privatstunden ergänzen müssen, so daß er später als andere zur Absolvierung der nötigen Examina kam und jetzt, wo er seine Studienzeit fast absehbare, schon im fünfundzwanzigsten Lebensjahr stand. Dieser Lebensgang im fortwährenden Kampf mit Sorgen und Entbehrungen hatte ihn ernst und streng gegen sich selbst gemacht, ohne ihm doch die natürliche Frische und Empfänglichkeit des Geistes zu rauben. Er kannte die Welt nur in ihren beschränktesten Kreisen und Verhältnissen und doch umfaßte er mit außerordentlicher Klarheit nicht nur die Wissensgebiete seines eigenen Studiums, sondern auch weit darüber hinaus alles, was zur vollkommenen humanistischen Bildung

gehörte, er kannte die Literatur aller Zeiten und Völker und begeisterte sich an allem Schönen, was er in der Geschichte des Völkerebens fand. Seine eigenartige, selbständige und fast ganz auf eigene Kraft und eigenen Willen gestützte Lebensentwicklung gab seinem ganzen Wesen einen besonderen Reiz, und es schien ihn glücklich zu machen, zum erstenmal in seinem Leben einen Freund zu finden, mit dem ihn eine gewisse Gleichheit in der Lebensauffassung verband und mit dem er die Begeisterung für die Sache des Rechts seines Vaterlandes teilte.

Die beiden unterhielten sich, wenn sie die täglichen Arbeiten ihrer agitatorischen Thätigkeit erledigt hatten, über alle nur möglichen Gegenstände der verschiedenen Wissenschaften und fanden in ihrer so ganz verschiedenartigen und doch so oft auf gleichen Prinzipien beruhenden Auffassung immer neue Anregung.

Bergen war häufig verwundert, bei einem einfachen Oekonomie, für den er Friedrich hielt, so viel wissenschaftliche Bildung zu finden.

Friedrich erklärte ihm das damit, daß er sich in seinen Mußestunden vielfach mit Lektüre beschäftigt und über alles, was er gelesen, eifrig nachgedacht habe.

Nicht minder verwundert war Bergen, wenn sein neuer Bekannter, von der Lebhaftigkeit ihres Gesprächs unwillkürlich fortgerissen, eine genaue Kenntnis der Verhältnisse der großen Welt und der vornehmen Gesellschaft zeigte, welche ihm selbst so vollständig fremd geblieben waren. Mit einer kindlichen Harmlosigkeit nahm er auch hiefür die Erklärung ohne weiteres an, daß Friedrich auf Reisen, sowie in dem Hause eines großen Gutsbesizers, in dessen Wirtschaft er angestellt gewesen sei, die Welt kennen gelernt habe, und niemals kam ihm der Gedanke, daß hinter seinem neuen Freunde Blom sich irgend etwas anderes verbergen könne, als was derselbe zu sein scheinen wollte.

Zuweilen empfand Friedrich diese Täuschung seines so offenen und vertrauensvollen Freundes fast wie einen Gewissensbiss, aber schnell beruhigte er sich darüber, denn er that jenem ja kein Unrecht, er gab ihm offen und wahr den Menschen, was kam es da auf den Namen und Titel an, die er selbst vielleicht ja niemals wieder in Anspruch nehmen würde.

Für Friedrich hatten wieder die unendliche Einfachheit und Beschränktheit des materiellen Lebens, in welches er hinabgestiegen war, einen besonderen Reiz, und es kam ihm vor, als ob er zu der einfachen, natürlichen Menschlichkeit wieder zurückgeführt werde und darum klarer zu denken und wärmer zu empfinden vermöchte.

Bergen hatte fast keine Bedürfnisse. Bei seinem unendlich einfachen Leben hatte er sich aus dem Ertrage des Privatunterrichts, der dem Studenten besser bezahlt wurde als früher dem Gymnasialisten, einen Notpfennig erspart, der ihm wie ein Schatz vorkam, nach Friedrichs Lebensanschauungen und Gewohnheiten aber nur eine äußerst geringfügige Summe bedeutete.

Bergen opferte durch seine gegenwärtige politische Beschäftigung seinen durch mühsame Arbeit und äußerste Sparsamkeit erworbenen Schatz freudig dem Vaterlande, aber er mußte ja vielleicht lange mit demselben auskommen und darum schränkte er sich noch mehr als bisher ein.

Friedrich, obgleich seine Barschaft im Vergleich mit Bergen ein kleines Vermögen repräsentirte, besand sich in der gleichen Notwendigkeit, seine Mittel auf das äußerste zusammenzuhalten, und so hatte er denn seinen Gasthof verlassen und mit Bergen eine kleine Dachwohnung bezogen.

Bergen empfand die Entbehrungen dieses außerordentlich einfachen Lebens nicht, weil er immer an dieselben gewöhnt war. Für Friedrich hatten dieselben den pikanten Reiz des Studiums einer neuen, ihm bisher vollkommen unbekannten Welt, welche seine Kraft und seine Selbstüberwindung übte und stählte.

Häufig machten die beiden jungen Leute gemeinsame Fahrten durch das Land, um in den einzelnen Gegenden Teilnehmer für ihre Bestrebungen zu suchen und zu finden.

Dem in vornehmem Ueberfluß aufgewachsenen Baron kam es sonderbar vor, bei solchen Touren für wenige Groschen oder gar bittweise einen Platz auf einem Bauernwagen zu erlangen, oder in einem kleinen Flecken ein Brot zu kaufen und dazu dann einen Trunk an einer Quelle zu schöpfen oder, wenn es hoch kam, in einem Bauernhause ein Glas Milch zu ersteinen, aber gerade die Neuheit all dieser Verhältnisse erfreute ihn und er glaubte sich zuweilen, wenn er, nach solchem einfachen Mahl auf schattiger Landstraße dahinschreitend, sich mit Bergen über die tiefsten Probleme der Wissenschaft unterhielt, in die Zeiten des klassischen Altertums zurückversetzt, in denen gerade die edelsten Menschen mehr dem Geiste als den materiellen Bedürfnissen lebten.

Alles war inzwischen Friedrichs und Bergens Wünschen gemäß verlaufen; kaum hatten die dänischen Truppen sich der auf die Vorstellungen der Großmächte erteilten Ordre gemäß über die Eider zurückgezogen, um jeden Konflikt mit dem Exekutionscorps des Bundes zu vermeiden, als die große Volksversammlung in Elmshorn stattfand. Ueber zwanzigtausend Menschen strömten dort zusammen, feierlich wurde der Prinz von Augustenburg als Herzog Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein ausgerufen und es wurde sogleich eine Deputation nach Gotha abgesendet, um den Herzog zum sofortigen Erscheinen in seinem Lande einzuladen.



Eveline.  
Originalzeichnung von J. A. Wefle.



Der Kriegsrat des Kaisers von Brandenburg. Zeichnung von F. Götze. (S. 428.)

So weit entsprach der Verlauf vollkommen Friedrichs Anschauungen und Plänen; aber auch hier zeigte sich wieder jenes vielfach die eigene Jagdstätigkeit verhüllende Vertrauen auf den deutschen Bund, dem man, um die europäischen Verwicklungen hinauszuschieben, nicht vorzuziehen durfte.

An dem Hofe des Herzogs entwickelte sich bereits eine eigene Diplomatie, welche mit derjenigen der europäischen Mächte Fühlung suchte und ihre höchste Weisheit in einer Politik des passiven Abwartens und der thätlosen Demonstration fand, welche dann freilich auch nur zu negativen Erfolgen führte.

Diese Diplomatie dehnte ihre Fäden bis in die Volkversammlung zu Elmshorn aus. Als Friedrich und Bergen den Antrag stellten, hier sogleich den Beschluß einer allgemeinen Volksversammlung zu fassen und einen Aufruf an alle wehrfähigen Mannschaften der Herzogtümer zur Bildung einer Armee zu erlassen, die sich dem Herzog bei dem Eintritt in sein Land zur Verfügung stellen sollte, damit derselbe sogleich über die Grundlage der Macht eines wirklichen Souveräns verfügen könne, fand dieser Vorschlag gerade bei einem großen Teil der jüngeren Leute begeisterte Zustimmung, aber auch sogleich entschiedenen Widerspruch bei den Agenten des augustinburgischen Hofes, welche vor jedem Vorgehen in einer so wichtigen, zu den zweifellosen Hoheitsrechten des Herzogs gehörenden Frage dringend warnten und nach der Ernennung der Deputation die Auflösung der Versammlung erreichten, um jede weitere Diskussion abzuschneiden.

Entmutigt und entrüstet zugleich kehrten Friedrich und Bergen nach Kiel zurück, beide hatten jeden Einfluß auf das von ihnen selbst so mühsam vorbereitete Werk verloren und hielten doch an der unumstößlichen Ueberzeugung fest, daß das Recht des Herzogs, in welchem sie die Selbstständigkeit der Herzogtümer für ausschließlich begründet ansahen, nur dann zur Geltung gebracht werden könne, wenn Fürst und Volk für dasselbe mit der That und nicht bloß durch Proklamation und Demonstration eintreten würden.

Schon zwei Tage nach der Versammlung erschien der Herzog von Augustenburg in der That in Kiel. Die Straßen wimmelten von Menschen, als seine Ankunft bekannt wurde, überall wehten Fahnen, lauter Jubel schallte dem Fürsten entgegen, in dem das Volk seine eigentliche Befreiung von der dänischen Herrschaft und seine künftige Selbstständigkeit verkörpert sah.

Friedrich und Bergen hatten die Bewegung auf den Straßen mit angesehen, und obwohl erfreut darüber, daß der Herzog so schnell der Einladung gefolgt war, blickten sie dennoch trübe und unmutig auf das fröhliche Menschengetöse.

„Das alles kann nichts helfen,“ sagte Bergen: „die Dänen sind hartnäckig und streitbar, die europäische Diplomatie ist zähe und listig, mit wehenden Fahnen und tönenden Liedern erobert man das Vaterland, Freiheit und Selbstständigkeit nicht, auf Proklamationen baut man keine Fürstenthronen. Laß uns nach Hause gehen, ich mag das alles nicht mehr mit ansehen, wir ist, als ob durch all diesen Jubel eine dumpfe, warnende und mahnende Stimme hervortönte und mir zurief, daß zwischen dem Kelschstrande und der Lippe die Hand der finsternen Mächte schwebt.“

„Du hast recht,“ sagte Friedrich, indem er den Arm des Freundes nahm und in eine stille Seitenstraße einbog, um den Weg nach Hause zurückzulegen. „Du hast recht, aber wir dürfen in der allgemeinen Verblendung nicht müßig sein, wir haben zu dem Volk in Elmshorn umsonst gesprochen, noch vergeblicher würde der Versuch sein, in diesem allgemeinen Rausch unsere Stimme vernehmbar zu machen, uns bleibt nur eins übrig, uns an den Herzog selbst zu wenden, damit er seine Fahne erhebt und sein fürstlich Recht ausübt, das Volk zu den Waffen zu rufen, vielleicht ist es noch besser so, denn ihm wenigstens kann niemand den Vorwurf revolutionären Vorgehens machen.“

„An den Herzog?“ fragte Bergen. „Wie sollte das geschehen, hältst Du es für möglich, daß der Herzog uns hören, uns nur empfangen werde, und uns zwei unbedeutende junge Leute, ohne Stellung und Namen!“

„Den Versuch müssen wir machen,“ sagte Friedrich: „oft schon hat die Geschichte auch unbedeutende Werkzeuge gewählt, um Großes zu vollbringen, das erste ist, daß jeder seine Pflicht thut. Ich werde an den Herzog schreiben und ihn um Audienz bitten.“

Bergen schüttelte ungläubig den Kopf, aber er widersprach nicht, der Schritt konnte in keinem Falle schaden, wenn er denselben auch von vornherein für erfolglos hielt.

Er kamen in ihrer bescheidenen Wohnung an und Friedrich schrieb, verschloß den Brief, ohne ihn Bergen mitzuteilen, was diesen zwar ein wenig befremdete, aber doch zu keinem weiteren Nachdenken veranlaßte.

Friedrich hatte seinen wahren Namen unterzeichnet; er glaubte sich desselben bedienen zu sollen, um sicherer Gehör zu finden.

Er trug den Brief selbst fort und gab ihn einem Diener des Herzogs mit dem Bemerkten, daß es sich um eine dringende Sache handle und er, wenn es möglich sei, die Antwort erwarten wolle.

Nach kurzer Zeit schon kam der Diener zurück und

sagte, den einfach gekleideten Mann ein wenig erstaunt ansehend, daß Seine Hoheit Augenblicklich beschäftigt sei, aber den Herrn Baron um acht Uhr abends empfangen werde.

Ganz fröhlich kehrte Friedrich nach seiner Wohnung zurück und teilte Bergen den erhaltenen Bescheid mit.

Dieser war erstaunt und freudig überrascht. „Er hört sein Volk,“ sagte er, „das ist ein guter Anfang seiner Regierung, wir dürfen also noch hoffen, der gute Geist werde heute Abend über Dir schweben und Deinen Worten zündende Kraft verleihen.“

Sie nahmen ihr einfaches Mahl zu sich, und während von draußen her die immer wieder von neuem ausbrechenden Jubelrufe des Volkes herübertröten, unterhielten sich die beiden jungen Leute, welche voll hoffnungsvollen, freudigen Jugendmuts in das Rad der Weltgeschichte einzugreifen unternahmen, in eingehendem Gespräch über die politische Lage und die Notwendigkeiten derselben, über welches vielleicht die Diplomaten gelächelt haben würden, das aber den Vorzug hatte, der Ausdruck wahrer und innerer Ueberzeugung zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

## Türkischer Schreiber im Hof einer Moschee in Konstantinopel.

(Bild S. 419.)

Der Alte, welcher mit verschränkten Beinen auf der Treppe vor der Moschee sitzt, ist ein türkischer Winkelschreiber. Die Linke hält geschickt ein Blatt Papier, die Rechte das zur Feder verarbeitete Schilfrohren, indes sich das Gesicht des Schreibers aufmerksam nach der Türkin richtet, die dem Alten die Wünsche vorträgt, welche sie zu Papier gebracht haben will. Er ist ein alter, im Dienst ergrauter Meister, der wohl seiner langen Erfahrung bedürfen wird, sein gespannter Ausdruck verrät immerhin einen schwierigen Fall. Noch ein Augenblick, dann kragt die Feder über das Blatt und malt die türkischen Schandfabeln um so effektvoller, je gewandter die Bewegungen der haltenden Finger das Papier unter der Feder zu drehen verstehen. Was soll er denn schreiben? Fast scheint es, als ob die jüngere der beiden Damen am Thema mehr beteiligt sein möchte; sie hat sich hinter den Alten zurückgezogen, schließt ihre schlanke Gestalt enger in den faltigen Mantel und sieht ängstlich über die Straße hinweg, als fürchtete sie fast, in ihren Geheimnissen entdeckt zu werden. Wünschen wir, daß des Schreibers stilistische Praktik den Anforderungen ihres sentimentalen Herzens zu entsprechen vermöge.

Die Winkelschreiber sind eine wohlthätige Einrichtung für die türkische Damenwelt; man sucht sie nicht nur auf, um sich von ihnen schreiben zu lassen, sondern man bedient sich ihrer auch als Ratgeber in gewöhnlichen Rechtsfällen, als Vermittler in delikaten Angelegenheiten; sie wissen wirksame Mittel gegen bösen Blick und mancherlei, was einem gerade zutrifft. Wer durch die Straßen Stambul spazieren geht, der hat oft Gelegenheit, den Winkelschreiber in seiner Thätigkeit zu sehen; noch öfter thut er nichts, denn ist ihm am wohlsten. Sie und da sieht man auch ihrer ein halb Duzend friedlich beisammen sitzen in einem Hof, der eine das Kargisch rauchend, der zweite die Kördchen schneidend, der dritte klagend, wie doch das Leben so ganz aus der Mode gekommen, und die übrigen schlafend. Inshallah! Gott weilt sie, wann's Zeit ist.

Ein lukratives Geschäft ist die Schreiberei auf der Moscheetreppe und an der Strahenede nicht. Wenn der türkische Palastschreiber, der Sekretär des Großveziers, seinen Sockel zu füllen eher Gelegenheit hat, so läuft dagegen der Advokat auf der Straße weniger Gefahr, geschrieben zu haben, was er nicht hätte schreiben sollen. Siehe Exempel bei Amurat III., der etlichen zwanzig Schreibern seines Großkanzlers wegen orthographischer Vergehen die rechte Hand abhacken ließ, und so hat der Schreiber auf unserem Bilde seinen Platz ganz richtig gewählt.

## Unter den Kopfsägern.

Ein Beitrag zur Völkertunde des malaiischen Archipels

von

Alfred Stelzner.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Die Malaien der ostasiatischen Inselwelt — jener ozeanische Zweig der mongolenähnlichen Rasse, dessen Gebiet sich von Madagaskar bis zu den Philippinen über fast alle Inseln des indischen Ozeans, sowie über ganz Australien erstreckt, und deren Anzahl auf 30 Millionen geschätzt wird — gehörten bis auf unsere Tage zu den am wenigsten bekannten und erforschten Völkern der Erde. Noch vor hundert Jahren sprach Lord Monboddo den Satz aus, daß der Orang-Utan Borneos ein Mensch sei, und erst in den letzten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts war es englischen und deutschen, vor allem jedoch niederländischen Forschungsreisenden vorbehalten, durch die abenteuerlichsten und gefährlichsten Unternehmungen eingehendere Kenntnisse über Land und Leute des Malaienarchipels zu erschließen, die der staunenden Kulturwelt die seltsamsten Offenbarungen des Menschenlebens, die wunderlichsten Gegenstände einer sogar seiner Sittlichkeit und uralten, grausenhaften Gebräuchen enthüllt haben. Dies gilt vor allem von dem Wunderlande Borneo, dem gewaltigen, durch den Äquator halbirt Inselkontinent, dessen Größe (13.600 Quadratmeilen) die anderthalbfache des deutschen Reiches (9800 Quadratmeilen) beträgt.

Wer immer aber auch schon in früheren Jahrhunderten in jene tropischen Regionen gelangte, — die Weltumsegler Magel-

haens und Oliver van Noort waren mit die ersten — der wußte auch von dem barbarischen Gebrauche der Kopfsägden zu erzählen, der den Malaien eigentümlich ist, so lange man sie kennt, als einer Sitte, die zu den folgenschwersten gehört, welche das ganze Leben dieser Völker durchzieht.

Von diesem Kopfschneiden zum Zweck der Erlangung von Trophäen, dem „Koppensnellen“, wie die Holländer es genannt haben, berichtet schon im Jahre 1577 der Augustinerprovinzial Martin de Nada, ein Ordensgeistlicher, folgendes: „Ein Volk auf dieser Philippineninsel Luzon heißt Zambali und ihm ähnlich sind die Ranguian auf der Insel Mindoro und die Negros auf den übrigen Inseln. Das hauptsächlichste Begehren und Siegeszeichen derselben sind Menschenköpfe, und zwar ist dieses Begehren so stark, daß, als wir gegen den Seeräuber Limahon zu Felde zogen, ein Häuptling der Zambali mit hundert Bogenschützen zu uns kam, um mit uns in den Krieg zu ziehen, und sagte, daß er von der ganzen Beute nichts begehre als die Köpfe der Chinesen. Und in ihren Häusern hängen an dreißig bis vierzig Köpfe: ich sah eins mit mehr als hundert; denn es ist ihr hauptsächlichstes Streben, demjenigen, den sie nicht ahnend treffen, den Kopf abzuschneiden, ihm dann ein Loch auf dem Scheitel zu machen, das Gehirn auszusaugen und den Kopf in ihrem Hause aufzuhängen. Wer die meisten Köpfe besitzt, ist am angesehensten.“

Diese barbarische Sitte des Koppensnellen hat sich trotz alles Entgegenwirkens seitens der Kolonialbehörden bis auf den heutigen Tag bei den meisten Völkern Borneos, der Philippinen und auch der Molukken erhalten, wie denn der Reisende Joest in Ceram, der größten Insel der südlichen Molukken, das Kopfschneiden noch in voller Blüte fand. Sie ist deshalb so tief eingewurzelt und schwer austrotzbar, weil sie einmal einen religiösen Hintergrund in der allgemeinen Schädelverehrung der malaiischen Völker besitzt, außerdem aber noch mächtige Stützen in allgemein üblichen Bräuchen findet, die den Besitz von Menschenköpfen zum allerwünschenswertesten machen. Die Schädelverehrung aber mit ihren grauenhaften Auswüchsen knüpft sich wiederum auf die Verehrung der Ahnen, die in vielgestalteter, mit Aberglauben aller Art verknüpfter Form den Hauptbestandteil der ältesten religiösen Vorstellungen der Malaien ausmacht, wie denn der Behandlung der erjagten Menschenköpfe, die bei den verschiedenen Volksstämmen eine sehr verschiedene ist, oft der Gedanke zu Grunde liegt, dem Stamme einen Geist zu gewinnen, so daß zum Beispiel die See-Dajaken von Bruni den — übrigens getrockneten — Köpfen monatelang besondere Auszeichnungen widmen, mit Vieboisungen zu ihnen sprechen, ihnen die besten Fische bei jeder Mahlzeit geben, Siriblätter, Betelnüsse und sogar Cigarren. Und was in zweiter Linie die beglügen, kaum minder bedeutamen Gebräuche betrifft, die den Schädel besitzen bedingen, so gibt es unter allen Völkern des Archipels, welche der Kopfsjagd huldigen, kaum ein belangreiches Ereignis, das statt haben, und kaum eine Festlichkeit, die begangen werden könnte, ohne daß nicht vorher mehr oder weniger abgehackene Köpfe zur Erhöhung der Feierlichkeit beschafft worden wären.

Zu Geburtstagen und Taufen, zu Hochzeiten und Begräbnissen sind unbedingt eine Anzahl Menschenköpfe erforderlich.

Man braucht Schädel zu Trinkhalben und ihre Haare und Zähne zum Schmuck des Körpers und der Waffen; ohne Schädel schmuck ist die Halle der Häuptlinge ungeschmückt; man braucht auch Köpfe, um die Wäpfe für das Fundament eines Hauses darauf zu stellen; nur der glückliche Kopfsäger darf Tätowierung beantragen und empfangen und so weiter. Endlich ist das Kopfschneiden nach der Rechtsanschauung dieser Stämme die einzig wirksame Form der Ausgleichung von Stammesfeindschaft, es war sogar ursprünglich auf diesen Fall beschränkt, artete jedoch allmählich zur Leidenschaft aus, so daß man nicht nur mehr Feinde des Köpfe zu erbeuten suchte, wenn auch fast schon jedes Nachbardsdorf als feindlich angesehen wurde, sondern Köpfe abschlug, wo man irgend konnte, sogar indem man schlafende mordete. „Wir selbst“, sagt der holländische Beamte A. V. Meyer in einem amtlichen Bericht über Südwestborneo, „erlebten es im Jahre 1871 in Menado, daß, als ein früherer Häuptling starb, unsere Diener nach Dunkelwerden sich weigerten, auszugehen, aus Furcht, daß ihnen der Kopf abgeschlagen werden könnte.“

Bei einigen malaiischen Stämmen sind diese grauenhaften Siegeszeichen Eigentum des ganzen Dorfes, bei den meisten derselben werden die Schädel auf die mannigfaltigste Art verzerrt. Man weißt und roten Streifen bemalt oder mit Antimon geschwärzt, manchmal auch mit Staniol überzogen, die Augenhöhlen nicht selten mit Muscheln ausgefüllt. Ein holländischer Beamter hat einmal im Sambasgebiete, wo die Knaben, wie auch bei manchen anderen Stämmen, sobald sie können, sich in der Erthauptung von Strohmännern für die künftigen Kopfsjagden zu üben pflegen, einen Dajak (Eingeborenen von Borneo) um einen seiner dreißigköpfigen Köpfe, erhielt aber zur Antwort, daß, wie gern er ihn auch verpfänden würde, es ihm in diesem Falle nicht möglich sei, da es sich um das Erbteil seiner Kinder handle, und daß selbst an der notwendigen Zahl noch ein Kopf fehle, welchen er jedoch bald bei den Dajaken von Landak zu erobern hoffe.

Wie es im allgemeinen bei einer Kopfsjagd zugeht, schildert Schabenberg, ein Reisender, der die Mongoten, die gefährlichsten Kopfsjäger der Philippinen, beobachtete, ungefähr folgendermaßen, nachdem er vorausgeschickt, daß diese Kannibalen ihre Beute nicht im ehrlichen Kampfe, sondern durch feige Ueberfälle zu erlangen suchen: „Haben sie einen solchen geplant, so vereinigen sich dazu achtzig bis hundert Teilnehmer. Unter Führung des Häuptlings schleichen sie bis in die Nähe des zum Ueberfall ausersehenen Ortes, ab und zu klettern einige auf hohe Bäume, um auszuliegen; haben sie sich versichert, daß sie unbemerkt geblieben, so gehen sie rasch vor, teilen sich in zwei Gruppen und verbergen sich auf beiden Seiten des Weges, den diejenigen, welche sie angreifen wollen, passieren müssen. Zu diesem Zwecke wählen sie sich meistens die Ebenen bei den Furten des Flusses Titanti, welche von riesigen Grasfeldern eingefast sind, die ihnen vorzügliche Deckung bieten. Jede Gruppe teilt sich jetzt in drei Haufen, der erste befindet sich in dem hohen Gras stehend, zwei bis drei Schritt vom Fußwege, in der Rechten den Kampilan (das Schwert), in der Linken den Schild. Die zweite Abteilung befindet sich etwa vier Schritt von der ersten, sie hat die Lanze im Anschlag, und die dritte hält Bogen und Pfeile bereit. In

dieser Ordnung warten sie stundenlang, bis ihre Opfer sich nahen, deren Zahl wenigstens vier bis sechs zu betragen pflegt, da sie der Unsicherheit wegen in geringerer Zahl nie marschieren. Ist der letzte der Wanderer innerhalb des Hinterhanges angelangt, so gibt ein Schrei des Führers das Zeichen zum Angriffe, Lanzen, Kampilane und Pfeile dringen gleichzeitig auf die Ueberfallenen ein und bringen sie bald von den Lebenden zu den Toten.

Eben diese Mongolen pflegen ihre großen Feste durch Menschenopfer zu verherrlichen, die Herzleile von getötenen Feinden zu verschlingen, womöglich wenn diese Teile noch jucken, die Leichname derselben überhaupt auf alle mögliche Art zu verstümmeln.

So gefickt sich zu der Kopfsjägerie die Menschenfresserei, wie sie unter verschiedenen Völkern des malaiischen Archipels noch heute keineswegs zu den Seltenheiten gehört. Wie Riedel berichtet, besiegelt man auf Timor die Wundränder durch das Verzehren eines Sklaven; auch wird dort das Fleisch der im Streite Getötenen, nachdem der Kopf abgeschnitten, als „Dong-dong“, das heißt in der Sonne getrocknet, gegessen. In der Minahassa aßen noch im siebzehnten Jahrhundert nach dem damals dort allgemein üblichen Kopfsjagen die Männer von den Wangen und Augen der erbeuteten Köpfe. Die neuerdings durch Mas von den Jugao der Philippinen beschriebene Sitte, daß das Gehirn der abgeschlagenen Häupter ausgeschliffen wird, findet sich auch auf Borneo und ebenfalls noch heute auf Luzon. Für beide Inseln ist ferner die Thatfache beglaubigt, daß die Opfer des Streites, an Pfähle gebunden, gemartert werden, die rasenden Kannibalen auf sie losstürzen, um Stücke Fleisch von ihrem Körper abzuschneiden und dieselben mit Salzwasser und Zitronensaft zu verschlingen. Es gibt sogar einen Stamm, der nebenbei das Blut der Opfer in Bambusrohren auffängt, um damit die Felder zu besprengen. Die neuerdings angezeigte Sitte des Aufstehens der kranken Verwandten wurde von Marco Polo berichtet. Im Battalande auf Sumatra soll Menschenfleisch sogar ehemals auf den Märkten verkauft und von einzelnen Kadschas (Häuptlingen) des Wohlgehmades wegen täglich gegessen worden sein. Der Forschungsreisende Bod bezeichnet unter den Eingeborenen Borneos auch die Bahu-Tring, und der Holländer Hollander die Djanlans im Distrikt Sintang als Kannibalen, welche den Körper ihrer Schlachtopfer auffressen, während die Schädel getrocknet werden und dem Häuptlinge gehören. Die ersten sollen zur Verherrlichung gewisser Feste aus der Zahl ihrer eigenen Sklaven bis zu vierzig hergeben, die zu Tode gemartert und verzehrt werden. Daß dabei auch die Geldfrage keine unwesentliche Rolle spielt, wurde holländischen Reisenden vorgerechnet: Es sei billiger, bei einem Tiwa (Begräbnis) Feste zu Ehren eines Verstorbenen sechs Sklaven zu hundert als ebensoviele Büffel zu 250 Gulden zu schlachten, das erstere außerdem mehr dem Gebrauche gemäß.

Als die berühmtesten Kopfsjäger des malaiischen Archipels, die zugleich zum Teil noch ungeheuerer Anthropophagen sind, gelten bis auf den heutigen Tag sämtliche Stämme der Dajaken (englisch „Dyaks“) auf Borneo, nicht nur die der unabhängigen Landesgebiete, sondern sogar auch in einzelnen Teilen der tributpflichtigen Staaten; und dieses zur malaiischen Rasse gehörende Volk, das die Hauptmasse und zugleich den ältesten Teil der Inselbevölkerung bildet, mag deshalb hier etwas näher ins Auge gefaßt werden, wobei besonders die erst jüngst veröffentlichten Reiseergebnisse des englischen Naturforschers Karl Bod als eine der zuverlässigsten Quellen zu berücksichtigen sind.

Die Dajaken, welche den noch so wenig erforschten, fast überall noch von unweegsamem Urwald bewachsenen, an Naturschätzen aller Art jedoch überaus reichem Inseltrücken bewohnen, haben insbesondere das Innere Borneos, sodann die Südküste zwischen der Mündung des Baritostrasses und dem Gebirge von Kota-Waringin, und an der Ostküste das ausgedehnte Gebiet des gewaltigen Mahakamstromes besetzt. Man schätzt ihre Zahl auf etwa 2½ Millionen.

Ihre Körper- und Gesichtsbildung zeigt den charakteristischen Typus der Malaien. Ihr Wuchs ist durchweg kurz, ihr Körper aber stark gebaut und gut entwickelt. Ihre Hautfarbe ist ein gelbliches Kupferbraun, die der Weiber in der Regel etwas heller als die der Männer. Das Haar ist glänzend schwarz und schlicht, und ergraut im Alter. Kahlschichtigkeit kommt nicht vor, eine namentlich beim weiblichen Geschlecht sehr häufige Erscheinung dagegen sind Kröpfe, die oft die Größe eines Kinderkopfes erreichen. Selten trifft man einen Dajak, der Haare im Gesicht hätte. Die Weiber lieben die Bärte nicht, und ihnen zu gefallen pflegen die Männer die wenigen, an Kinn und Lippen sprossenden Haare mit einer besonderen Jange aus. Die charakteristischsten Gesichtszüge der Dajaken bestehen bei glänzend schwarzen Augen in den großen Nasenlöchern und hervorstechenden Backennothen.

Was ihre Kleidung betrifft, so gibt es bei einigen Stämmen nichts davon zu beschreiben, im allgemeinen aber besteht sie bei den Männern nur in dem Tschawat, einer langen Schärpe, welche ein halbes dutzendmal um die Hüften geschlungen wird und deren beide Enden vorn und hinten bis über die Knie herabhängen, sowie in einem Luchstreifen, der um Stien und Hinterkopf gewunden wird, während der Scheitel völlig unbedeckt bleibt. — Der Sonnenstich scheint, beiläufig bemerkt, bei den Dajaken unbekannt zu sein. — Zuweilen ist an jenem Lendengurt hinten eine vieredrige Matte befestigt, die als Sitzkissen dient. Stets jedoch trägt der Dajak, an einem Gürt zur Linken befestigt, den jabelartigen Mandau, zu deutsch „Kopfsjäger“, von denen jeder Dajak vier bis sechs besitzt, sowie einen kleinen Korb zur Aufbewahrung des Tabaks oder der zum Bettschlafen erforderlichen Stoffe. Ganz anders aber präsentiert sich der Dajak im Kriegskostüm. Den Kopf bedeckt dann ein kegelförmiger Helm aus geflochtenem Kotang, der mit den Schwanzfedern des Hornschnabels oder Argusfasanen verziert ist, oder eine Kappe aus Affen- oder Bärenfell. Ein Leopardenfell bedeckt Nacken und Brust. Daselbst ist mit einem Loch versehen, durch welches der Kopf gesteckt wird, waktiert, um die giftigen Pfeile abzuhalten, und mit roten Luchsegen, Federn, Perlen und Muscheln verziert. Unter diesem Wams wird jener Tschawat stets beibehalten. Der Hals, Arme und Beine sind mit Bärten bedeckt, worunter sich stets einige Talismane (Tambatongs) befinden. Hinter dem Mandau hängt der Köcher mit Pfeilen. Die Linke hält den drei Fuß langen, hölzernen Schild (Kliaw), in der Rechten wird das Blasrohr getragen, aus welchem — an Stelle des Bogens — die vergifteten Pfeile geschossen werden, und das, mit einer Eisen-

spitze versehen, zugleich als Speer dient. Dieses Blasrohr, der „Sumpitan“, ist eine geradezu furchtbare Waffe in der geschickten Hand des Dajaken. Es ist bis sieben Fuß lang, mit einem Kaliber von einem halben Zoll, und besteht aus Eisenholz, welches mit einem langen Eisen ausgebohrt und poliert wird. Die neun bis zehn Zoll langen Pfeile sind aus Bambusrohr gefertigt und mit einer widerhakenförmigen, eisernen (stets vergifteten) Spitze versehen, wenn es große Tiere zu töten gilt. Ein Stück Mark vertritt die Befiederung. Diese winzigen Geschosse aber bläst der Dajak mit der größten Sicherheit auf ein bis hundert Fuß entferntes Ziel und bringt dertart ohne Schwierigkeit die kleinsten Vögel zu Falle.

Die Frauentracht besteht gewöhnlich aus einem engen, bis an die Knie reichenden Rock, dem Sarong, und einem großen, aus Stroh oder Rispalätern geflochtenen Hut, dessen Kränze bis zu vier Fuß breit ist und zugleich als Sonnen- und Regenschirm dient. Die Kinder der Dajaken gehen bis zum achten Jahre etwa völlig nackt.

Schmuckstücken aller Art werden von beiden Geschlechtern an fast sämtlichen Körperteilen mit besonderer Vorliebe getragen, selbst die schmerzhaftesten Qualen nicht scheut, um sich damit zu beladen. Der Schmuck einer Dajakenfrau, Ohr-, Arm- und Beinringe aus Perlenschnüren, wilden Bohnen, Steinen oder Tierzähnen, aus Eisenbein oder dickem Kupfer- und Zinnblech, die Hals- und Hüfterringe aus Muscheln, Steinperlen und so weiter erreichen in ihrem Gesamtgewicht oft eine Schwere von zehn Pfund. Edelmetalle sind nur selten zu Schmuckstücken verwendet. Nicht wenigen dieser Jägerinnen werden besondere Zauberkräfte zugemutet. Ganz besonders barbarisch muß das Ohr als Schmuckträger herhalten. Das Ohrloch wird durch eingehängte schwere Gegenstände gewaltsam vergrößert, bis der Ohrklappen gegen vier Zoll lang wird. Bod sah eine Dajakenfrau, welche in jedem Ohre sechzehn Zinnringe von der Größe eines Dollars trug; bei einer andern betrug die Länge der Ohren über sieben Zoll, während die Länge des Loches im Ohrklappen allein fast fünf Zoll betrug. Und an diesem Ohrklappenstiel ist es noch nicht genug; auch der Ohrtrand wird an verschiedenen Stellen eingeschnitten und in die Löcher bunte Bänder, Knöpfe, Holzstücke oder Federn gezogen. Die Männer „schmücken“ den oberen Teil ihrer Ohren mit einem Paar Fangzähnen des Leoparden von Borneo, und man trifft bei vielen Stämmen nur ausnahmsweise einen Mann, der nicht so geschmückt wäre. Da der Dajak zu dieser Verzierung indessen nur berechtigt ist, nachdem er sich in der Erbeutung von Köpfen ausgezeichnet hat, und sein Unberechtigtwerden sich das Aussehen eines ruhmgelockten Schädeljägers geben darf, so läßt sich leicht folgern, daß von ihnen bei weitem mehr Menschen als Leoparden getöten werden.

Wie bei den meisten asiatischen Tropenvölkern, so bildet auch bei den Dajaken das Hauptnahrungsmittel der Reis, der mit großer Sorgfalt, doch nur für den Hausbedarf angebaut wird, wie denn jeder Dajak sein Reisfeld besitzt. Als Nebenkost gilt der Mais, dessen Körner sie gern gebacken essen, ferner Bananen, Zuckerrohr, eine Art Stodfrucht, sowie einige Kokospalmen. Das Fleisch von Schweinen, Hunden und Fährern, den Haustieren der Dajaken, sowie das der Affen und Krolodile, wird nur bei festlichen Gelegenheiten gegessen. Eine der Hauptbeschäftigungen der Dajaken — die sie während der Regenzeit betreiben, eine Einteilung nach Monaten kennt man nicht — bildet das Schneiden des Kotang, einer fackelartigen Pflanze aus einer Palmengattung, welche das bekannte spanische Rohr und zu vielfachen Industriezwecken das Material liefert. Nach dem Kotang bildet noch das aus verschiedenen Arten Bäumen gewonnene Guttapercha ein Haupthandelsprodukt der Dajaken. Uebrigens sind dieselben sehr eifrige Sportsmänner, die Jagd und Fischfang durchaus nicht nur zum Lebensunterhalt betreiben; das hervorragendste aber leisten sie als Schmiede, wovon ihre kunstreich verfertigten und eingeleigten Waffen, deren Material sie selbst graben und schmelzen, bezeugen; ablegen; in kunstreicher Verfertigung von Eisenbein- und Holzschmiedereien legen sie einen außerordentlichen Wettstreit an den Tag. Die häuslichen Arbeiten ruhen in den Händen der Frauen.

Von Charakter werden die Dajaken als ehrlich und zuverlässig geschildert; nach Beleidigungen jedoch sind sie rachsüchtig und grausam. Blutrachegehden vererben sich von Geschlecht zu Geschlecht. Merkwürdigerweise sind Raub und Diebstahl unter den Kopfsjägern so gut wie unbekannt.

Ihren Weibern erweisen die Dajaken große Achtung; sie heiraten frühzeitig, haben aber stets nur eine Frau; ihre Kinder lieben und pflegen sie zärtlich. Ein Hauptvergnügen derselben ist der Tanz und das Flötenspiel. Die Flöte aber pflegen sie mittels der Nasenlöcher zu blasen.

Von einer Verfassung ist bei den Dajaken ebensovienig zu finden, wie von einer Literatur, da es ihnen selbst an einer Schrift fehlt. An der Spitze der verschiedenen Stämme stehen Häuptlinge, deren Macht jedoch durch die Beschlässe von Volksversammlungen, die in allen wichtigen Angelegenheiten berufen werden, sehr beschränkt ist. Recht wird nach den überlieferten Gewohnheiten (adat) gesprochen.

In einem Lande, das mit Stammholz, Bambus und Palmen überwachsen ist, lassen sich leicht Hütten bauen, und in der That bestehen die Wohnungen der Dajaken ausschließlich aus diesen Materialien, schuppenartige, auf hohen Pfeilern freistehende, fensterlose, bis zu zweihundert Fuß lange Gebäude mit spitz zulaufendem Dach. Die Häuser, die, zu Dörfern vereinigt, meistens längs der Flußufer aufgeführt sind, da das Wasser den einzigen Verkehrswege der Bewohner bildet, sind durch Bambuswände in so viel innere Räume geteilt, als Familien unter dem gemeinsamen Dach wohnen. Ihr Hausgerät beschränkt sich in Ermangelung von Tischen, Stühlen und Schränken auf Matten aller Art, die nötigen Werkzeuge, Koch- und Gefäße. Die Wände aber hängen voller Waffen. Die Hauptzierde jedoch bilden die getrockneten Menschenköpfe, welche in Bananenblätter eingewickelt, in der Wohnung einer jeden irgendwie angesehenen Dajakenfamilie zu finden sind. Sie hängen meist unter der Decke. Der Unterflurboden stellt ihnen stets, da der Dajak es schädlich findet, seinem Opfer den Kopf unterhalb des Hinterhauptes abzuscheiden, so daß die untere Kinnlade am Leichnam sitzen bleibt.

Was nun die berühmtesten Schädeljagen der Dajaken anbelangt, so unternimmt jeder Stamm sie auf Kosten seines Nachbarn, da ihnen die Köpfe ihresgleichen die liebsten sind. Ohne

Zweifel ist ihre beständige Ausübung die Hauptursache des schnellen Erlöschens der Rasse, wie sogar die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß, bevor dieser barbarische Brauch abgeschafft werden kann, das Volk sich selbst vom Erdboden vertilgt haben wird.

Menschenköpfe sind bei allen wichtigen Ereignissen im Leben des Dajaken unerlässliches Erfordernis. Kein Jüngling darf einen Mandau tragen, ehe er nicht eine oder mehrere Schädeljagen mitgemacht hat, keiner darf heiraten, bevor er sich nicht als Held, als „Orang-brani“ gezeigt hat, und je mehr Köpfe er erbeutet, desto größer ist der Stolz und die Bewunderung seiner Braut und seines ganzen Stammes. Ist ein Weib in anderen Umständen, so liegt es dem Manne ob, nach Köpfen auszuschaun, die er der Gattin zu Füßen legt. Bevor das Neugeborene einen Namen erhalten kann, muß ein Kopf erjagt sein. Stirbt ein Häuptling oder ein angesehenes Dajak, so müssen Köpfe beschafft werden, da, wie man glaubt, die Opfer dem Abgehenden im Himmel als Sklaven dienen. Der einfache Mord, um Köpfe als Siegeszeichen zu erbeuten, wird von allen Dajaken ausgeübt. Wo einmal die Kopfsjägerie Wurzel gefaßt hat, ist bald kein Dorf, kein Stamm zu finden, der sich nicht über Opfer zu beklagen hätte, und dessen weissenhändige Männer sich nun keine Gelegenheit entgehen lassen, um Rache zu üben, sei es auch an Unschuldigen. Und gerade dieses System der Wiedervergeltung und Blutrache macht diese furchtbare Unsitte zu einer so schwer auszurottbaren.

Da der Dajak von Südwestborneo sehr feig ist, so wagt er sich auf keinen Nordjagen niemals in ein offenes Gefecht, sondern überfällt wehrlose Menschen, am liebsten Frauen und Kinder, aus dem Hinterhalt, um ihnen die Köpfe abzuschnelden. Manche Stämme schämen gerade die Köpfe von Frauen und Kindern am höchsten, da man glaubt, daß die Stammesgenossen sie am wütendsten verteidigen. „Nur ein einzigesmal“, erzählt der Naturforscher Richielsen, „ist es vorgekommen, daß ein Dajak von Serajan, dessen Tochter dabeist durch einen Kopfschneider aus Katingan ermordet worden war, demselben nach seinem Dorfe nachfolgte und gerade bei Gelegenheit des Festes, welches man zu Ehren der Rückkehr des Kopfsjägers feierte, dem Mörder seines Kindes mitten in der Festfreude den Kopf abschlug. Diese That verurteilte ein solches Entgehen, daß man den Mann, der sie gewagt hatte, ungehindert mit dem Kopfe des Enthaupteten abziehen ließ.“

Bevor die Dajaken eine Kopfsjagd unternehmen, führen sie unter wildem Geschrei und den Rhythmen der Gongs und Tomtoms Waffentänze in voller Kriegsrüstung auf. Vorher werden Weiber wie Männer zu einer Beichte zusammenberufen; erst wenn die Straffälligen um ein Oshu oder Schwein etwa gebäht sind und der moralische Charakter des Stammes wieder rein ist, wird ein „Propheet“ mit zwanzig bis dreißig „Büßfertigen“ ausgesandt, welche eine günstige Gelegenheit nach den Anzeichen in der Luft und in den Wäldern auszufundstasten haben. Man bereitet sich sogar durch eine Art religiöser Weihe auf die Kopfsjagd vor. Es wird eine eigene Kabei pali (verbotene Hütte) gebaut, die außen mit Blumen und Blättern, geschinigten Talismanen und Symbolen, innen mit allen zur Ausrüstung einer Kopfsjägerbande nötigen Waffen ausge schmückt wird. In dieser Hütte hält die Gesellschaft sich so lange auf, bis der Flug der Vögel in günstigem Sinne zu deuten ist. Ehe man sie verläßt, steckt man geschinigte Bilder (Hampatungs) in die Erde, um etwaige böse Geister mit dem bevorstehenden Zuge zu versöhnen. Jedem, der nicht zur Bande gehört, ist es bei Todesstrafe verboten, sich während der Vogelflugdeuterei der Kabei hütte zu nähern.

Ist der Häuptling eines Stammes und dieser selbst zu einer Kopfsjagd entschlossen, so dauern alle diese Vorbereitungen an die zwei bis drei Monate, wobei dann auch die „Ballads“ — Frauen, welche zugleich als öffentliche Tänzerinnen, Sängerinnen, Priesterinnen, Aertinnen, Zauberrinnen und Wahrsagerinnen fungieren — eine Hauptrolle spielen. Ist dann der entscheidende Tag gekommen, so bricht der bewaffnete Teil, oft bis tausend Mann stark, auf, um ein benachbartes Dorf, das zu einem andern Stamme gehört, anzugreifen. Dies geschieht gewöhnlich am frühen Morgen, nachdem die Trommel das Zeichen gegeben. Den Erschlagenen werden die Köpfe abgeschnitten und am Feuer getrocknet, die Gefangenen dagegen zu Sklaven gemacht, um gelegentlich als Opfer verwendet zu werden, und zwar meist schon nach der Rückkehr der Sieger an dem alsbald veranstalteten „Totenfeste“ (Tiwah), welches zehn Tage dauert. Der holländische Naturforscher Verlaer beschreibt ein Tiwah, das im Jahre 1863 am oberen Kahajanfluße nach einem Begräbnis stattfand, bei dem vierzig Sklaven geschlachtet wurden.

Diese Schlachtopfer haben die entsetzlichsten Qualen zu erdulden. Sie werden an besondere Pfähle gebunden, an dessen oberem Ende sich ein grob geschinigter Menschenkopf befindet, der die Junge lang aus dem Munde heraussteckt, und binnen drei bis vier, ja sechs Stunden elendiglich zu Tode gemartert.

Es gibt im Gebiete der Dajaken fast kein Dorf, das nicht ein besonderes Sinnbild hätte, um anzudeuten, daß die Einwohner sich auf erfolgreichen Kopfsjagen ausgezeichnet haben.

Die grauenhafte Sitte des Kopferbeutens (Mesayau) widersteht noch immer allen entgegenwirkenden Bemühungen der Kolonialbehörden und Missionen mit der äußersten Hartnäckigkeit. Wo sich aber Christentum oder Islam Bahn gebrochen haben, ist bemerkenswerterweise innerhalb eines Menschenalters die Schädelverehrung und mit ihr die Kopfsjagd so rasch zurückgegangen, daß heute zum Beispiel in Nordborneo die Schädel bereits zum alten Gerümpel gehören.

## Zu Graf Mollkes siebenzigjährigem Dienstjubiläum.

(8. März 1889.)

(Portrait S. 426.)

Wie eine schlante Edelkame, welche die Last der Jahre nur wenig gebeugt hat, trotz seiner 88 Jahre noch körperlich verhältnismäßig rüstig und geistig wunderbar frisch, beging Helmut Karl Bernhard von Moltke, der greise Feldmarschall, am 8. März dieses Jahres die siebenzigste Wiederkehr des Tages, an dem er einst die militärische Laufbahn begann. Nicht im Dienste seines

engeren Vaterlandes Mecklenburg, auch nicht in dem seines weiteren, Deutschlands — das war im Jahre 1818 nur ein „geographischer Begriff“, wie Metternich sagte, und der mußte es wissen — nein, in dänischen Kriegsdiensten begann der junge deutsche Edelmann sich die ersten Sporen zu verdienen, auch in diesem Schicksal, das ihn in die Fremde trieb, ein echter Repräsentant seines Volkes und der damaligen Zeit. Ein reiner Zufall, nein! sagen wir besser: eine höhere Fügung brachte nach vier Jahren den großen Sohn der deutschen Heimat wieder und ließ ihn für seine große Kraft in der preussischen Armee die rechte Wirkungsstätte finden, ihm zum Ruhme und uns zum Segen.

Auf die dänische Lieutenantszeit in Rendsburg folgte die preussische in Frankfurt an der Oder. Aber schon das nächste Jahr, 1823, brachte die Kommandierung zur allgemeinen Kriegsschule in Berlin, und die folgenden vier Jahre gaben dem jungen Manne, der offenes Auge und empfänglichen Sinn für die Eindrücke der großen Stadt, dabei einen unermesslichen Verneiner hatte, innerhalb und außerhalb der Schule viel zu lernen. Dazu kam die große Lehrmeisterin, die harte — wenn auch nicht Rot, doch Rotwendigkeit, sich einzuschränken, und so dürfen wir sagen, daß die Jahre 1823 bis 1827 Moltkes Lehrjahre im engeren Sinne geworden sind. Schon 1828 erfolgte die Kommandierung zur topographischen Abteilung des großen Generalstabs unter General von Mülling, und damit war Moltkes Laufbahn entschieden.

Vergessen wir nicht seine auf dem Boden der Praxis geübte Tätigkeit als Instruktur und Ratgeber im türkischen Heere von 1835 bis 1839, über welche Zeit uns die im Jahr 1841 erschienenen „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei“ so interessante Aufschlüsse geben.

Die Anstrengungen und Entbehrungen bei der türkischen Armee, vielleicht auch der Ärger mit den hochbeinigen, unfähigen Paschas hatten den Nerven Moltkes, wie er nach seiner Heimkehr 1840 merkte, doch „einen Stoß gegeben“. Einige Wasserläuren und das geregelte deutsche Leben gaben ihm seine Gesundheit wieder, und der Major im Generalstabe fühlte das lebhafteste Bedürfnis, nach dem vielen Umherstreifen sich seinen eigenen Herd zu gründen. Die Reizung seines Herzens wandte sich seiner Stieftochter, Miss Mary Burt, zu; an der Seite seiner jungen Gemahlin genoss er der Liebe und der Ehe erstes Glück, als ihn der Befehl seines obersten Kriegsherrn nach Rom in die Umgebung des Prinzen Heinrich, eines Oheims des Königs Friedrich Wilhelm IV., rief. Die junge Frau folgte ihrem Gatten in die ewige Stadt sowie späterhin nach Berlin; selten hat man den Freiherrn von Moltke, so lange seine Frau lebte, bei seinen vielen Ausflügen zu Pferde oder zu Wagen ohne seine Gattin gesehen. 1868 am Weihnachtsabend starb sie, und man sagt, daß Moltke seitdem seinen frohen heiligen Abend mehr feiern kann. Ebenso weiß der Volksmund als rührendes Zeugnis von der Liebe des großen Schlachtenlenkers, die der Entschlafenen über das Grab gefolgt ist, zu erzählen, daß Moltke, so oft er nach Kreitzau kommt, nie sein Haus betritt, ehe er das Mausoleum im Orte mit dem Grabe seiner Frau besucht hat. — Dort ruht die gewiß seltene Frau, von der wir nur zu wenig wissen, auf dem Gipfel eines ziemlich ansteigenden Hügel inmitten forsam gepflegter Pflanzungen in einem einfachen und prunklosen Bau, dessen Plan der Feldmarschall selber entworfen hat. Als einziger Schmuck des Innern steht hoch aufgerichtet über der Brust die Gestalt des Gekleideten, die Arme gegenwärtend erhoben. Darüber liest man die Schriftworte: „Die Liebe ist des Geistes Erfüllung.“

Bald rückte Moltke, immer im Generalstab, zum Oberstleutnant und Oberst vor. Als Generalmajor und erster persönlicher Adjutant des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, des späteren Kaisers Friedrich, lernte er die Höfe von Petersburg, Paris und London kennen. Während der Regentenschaft

wurde Moltke erst provisorisch, dann definitiv Chef des Generalstabs. Als solcher stand er dem Prinzregenten bei dem großen Werke seines Lebens, der Reorganisation der preussischen Armee, wenn auch in geräuschloser, doch darum nicht minder wirksamer und thatkräftiger Weise zur Seite. Moltke, nunmehr Generalleutnant, reorganisierte den Generalstab und machte ihn in rascher Arbeit fähig, jene großen Aufgaben zu erfüllen, die bald an ihn herantreten sollten. Daneben entwarf er schon damals den Gründungsplan einer deutschen Flotte, freilich um ein Jahrzehnt zu früh.

Und nun folgt, was die Welt staunend und wie vom Donner betäubt an sich vorüberziehen sah: 1864, 1866 und 1870/71. Hatte schon der „Schleswig-holsteinische Spaziergang“ ahnen lassen, was der alte Preußengeist in der neuorganisierten Armee und an der Hand eines Moltkeschen Feldzugsplans leisten konnte, so entfaltete der „siebenjährige“ Feldzug von 1866 die ganze

an der Schweizer Grenze geleitet hat — das alles können und brauchen wir einer Generation nicht zu erzählen, die es staunend und zum Teil mitwirkend erlebt hat.

Als des Krieges Stürme schwiegen und Deutschland, das neu geeinte, das kaiserliche, lorbeerbesäumte den Thron der Welt eingenommen, da wäre Moltke in seinem schlichten Sinne am liebsten, unbeachtet von der großen Welt, in den beschiedenen Schatten seiner dienstlichen Stellung als Generalstabschef zurückgetreten. Aber das ging nun nicht mehr an. Das litt sein dankbarer Kaiser Wilhelm nicht, der ihn nicht nur in den Grafenstand erhob, sondern auch bei jeder Gelegenheit persönlich auszeichnete; das litt der große Kanzler nicht, der neidlos im Jahre 1885 im Reichstage, auf den Feldmarschall weisend, ausrief: „Wollen Sie den Mann sehen, dem wir die Wiederherstellung des deutschen Reiches verdanken, dann blicken Sie dahin!“ — das litt namentlich auch das deutsche Volk nicht, das ihn neben Bismarck und Roon als des Kaisers und Deutschlands ersten Paladin feierte und ihm zujubelte, wo es ihn erblickte. So wurde Moltkes Name und Person zu einem der Schutzgenien des jungen deutschen Reiches schon bei Lebzeiten des Feldherrn, ein Schrecken der Feinde, ein Trost der Freunde. Er selbst aber, der große Feldherr, ging daran, der Geschichtsschreiber keiner Thaten zu werden, indem er unter seiner Leitung und Führung das große Geschichtswerk des Generalstabs von 1866 und 1870/71 schreiben ließ.

Dann kam der Schreckenstag — jetzt ist es gerade ein Jahr — da sank Deutschlands Kaiserreich, Kaiser Wilhelm, hochbetagt ins Grab. Dem großen Vater folgte sein großer Sohn, Friedrich, und dem kaiserlichen Dulder der junge, hoffnungsvolle Sproß Kaiser Wilhelm II. Endlich meinte der alte Marschall, daß seines Dienstes Uhr abgelaufen sei, und er bat den jungen Monarchen um seinen Abschied, „denn“, schrieb er wehmütig in seiner offenen Weise, „was nützt Eure Majestät ein Generalstabschef, der nicht mehr zu Pferde steigen und reiten kann?“ Der junge Kaiser Wilhelm antwortete ihm in fürstlich und menschlich schöner Weise, daß er zwar den Gründen Moltkes sich nicht verschließen könne, aber daß dennoch der Gedanke ihn mit Schmerz erfülle, den Marschall nicht mehr an dem Posten sehen zu sollen, auf welchem er das Heer zu den wunderbarsten Siegen führte, die je die Kämpfe eines Heeres krönten. Darum biete er den greisen Helden, das Amt des Präses der Landesverteidigungskommission, das seit Kaiser Friedrichs Heimgang unbelegt sei, übernehmen zu wollen; in bessere Hände könne er es nicht legen. Tiefbewegt nahm Moltke diesen neuen Beweis kaiserlicher Huld und Hohenzollernscher Dankbarkeit an, und so ist es Kaiser Wilhelm II., dem wir es eigentlich verdanken, daß wir am 8. März 1889 Moltkes siebenzigjähriges Dienstjubiläum feiern konnten.

In seiner neuen Stellung hat Moltke zwar seine Dienstwohnung im großen Generalstabsgebäude noch und ebenso hat er in seinem Neben, dem Hauptmann von Moltke, in dessen Familie der alte Herr einen gewissen Ersatz für sein zerstreutes Familienglied gefunden, einen persönlichen Adjutanten behalten; es geschieht auch wohl nichts Wichtiges im Bereiche der Generalstabsgeschäfte, ohne daß des alten Helden Rat gehört wird; aber im Großen genießt der Achtundachtzigjährige die wohlverdiente Ruhe und flüchtet so oft als möglich aus dem Lärm der Großstadt in die Einsamkeit und Behaglichkeit seines geliebten Kreitzau.

Ueber Moltkes Landleben in Kreitzau ist ein gewisser Schleier gedeckt. Nur selten dringt zuverlässige Kunde davon in die Öffentlichkeit. Alles aber, was wir davon erfahren, läßt uns schließen, daß es im Großen und Ganzen wie das jedes andern vornehmen Gutsherrn, der die lärmenden Festlichkeiten nicht liebt, verläuft. Sanfte Naturgenüsse und die einfachen Freuden des Landlebens sind ja auch die naturgemäßen Freunde des Greisenalters; die reichen Erinnerungen seines vielbewegten, thatenschweren



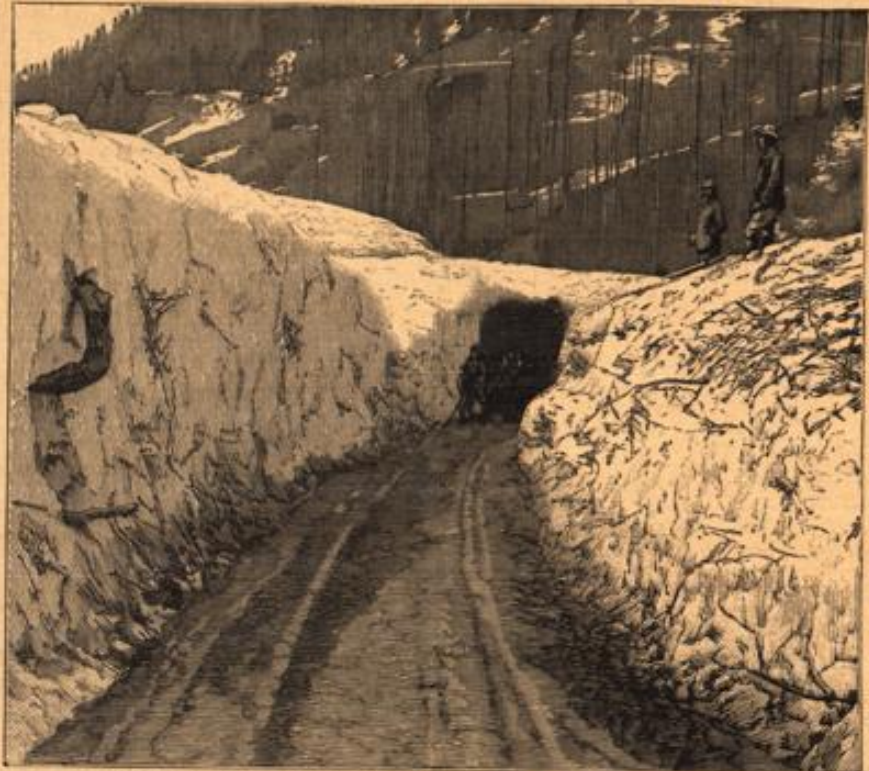
Nach einer Photographie von Gustav Doderer in Berlin.

*H. v. Moltke  
Feldmarschall*

Genialität der Moltkeschen Kriegskunst, diese wunderbare Mischung von Wägen und Wagen, dieses Konzentrieren der Kräfte auf einen Hauptpunkt, während kein Nebenpunkt vergessen wird. Von da ab wachte jedermann, wer Moltke sei, und widerstandslos brach sein Ruhm, der erste Strahl der Welt zu sein, sich Bahn. Der Krieg von 1870/71 befestigte diesen Ruhm nur noch mehr und hob ihn hoch über alle Nebenbuhlerschaft zu den Sternen. Was Moltke vor Metz und bei Sedan geleistet, wie er von Versailles aus die deutsche Heere im Norden, an der Loire und



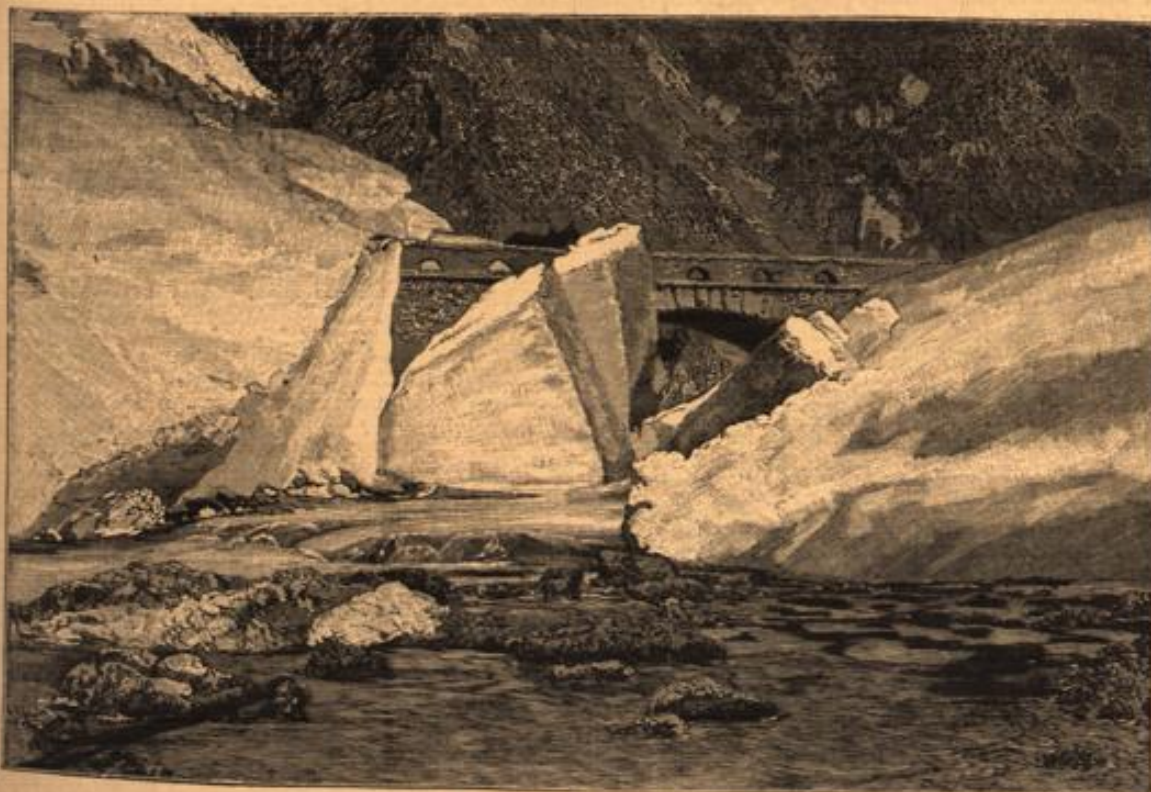
Straße durch Lawinenschnee, 8 Fuß über dem Grundterrain.



Schneetunnel durch eine Lawine bei Glaris, 300 Fuß lang, 15 Fuß hoch.

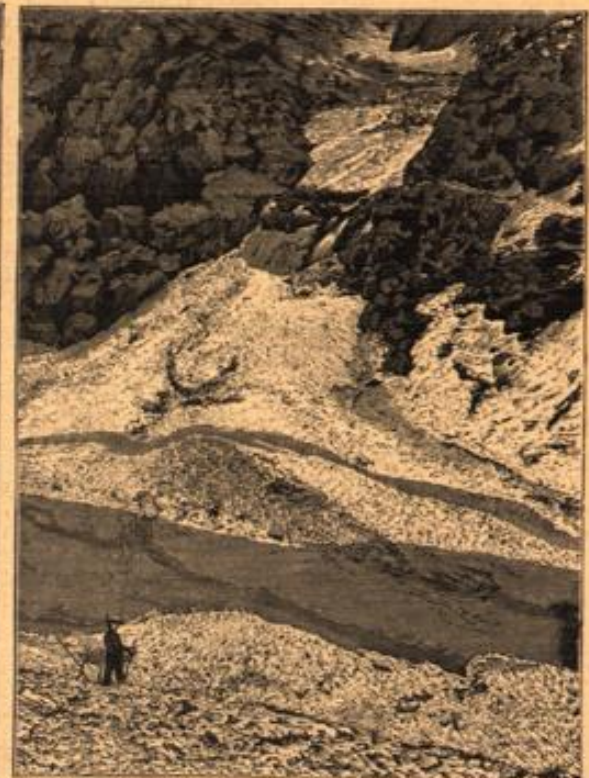


Zerschelte Lawinen.



Unterstützte Schneemassen.

Merkwürdige Lawinenstürze in der Schweiz. (S. 428.)



Lawinenschnee, durch welchen das Gebirgswasser sich Bahn bricht.

und ruhmreichen Lebens geben dem einsam im Park wandelnden Marichall unerhöplichen Unterhaltungsstoff, ohne daß er die Gesellschaft der ihm nachgeborenen Menschen vermisse.

Aber sein Volk kann und will des großen Mannes nicht entzagen; sein Name allein schon ist ihm ein Palladium und ein Schild gegen seine Feinde. In Moltkes Ruhm sonnt sich die ganze Nation, und ein Gedenktag, ein Jubiläum des großen Strategen ist ein Festtag des deutschen Volkes. So bricht es rücksichtslos und in heilem Enthusiasmus selbst vor der tiefen Stille des Parkes von Aresbau nicht zurückbeugend in das Heiligtum des großen Feldherrn ein, und tausendstimmig, donnerartig hallt ihm der Ruf entgegen:

Gott segne und schütze und erhalte uns noch lange unsern großen Moltke!

### Merkwürdige Lawinenstürze.

(Bilder S. 421.)

„Grün wird die Älpe werden,  
Stürzt die Lawin' einmal;  
In Berge zieh'n die Herden,  
Nur erst der Fels zu Thal.  
Vach halt, ihr Alpenjäger,  
Mit jedem neuen Jahr  
Des Gletsch' Bruch vom Föhnne  
Den Kampf der Freiheit dar.“  
Liedland.

Jede massenhafte, stürzende Bewegung bereits zu Boden gefallenen, angehäuften Schnees wird in den Alpen, je nach den örtlichen Abweichungen, Laue, Lawoe, Lawine, im Tirol „Lähne“, in den rätisch-romanischen Bergen „Lavinia“ genannt. Die in der hochdeutschen Schriftsprache eingetragene Schreibweise „Lawine“ kommt im Munde des Gebirgsvolkes kaum vor.

Man kann die Lawinen häufig in Winter- und Sommerlawinen einteilen. Zu den ersteren gehören die gefährlichen Schlag- oder Grundlawinen, ein Phänomen des Frühjahr, wenn die Natur ihr Auferstehungsfest feiert und das Hochgebirge die winterlichen Träume aus den Erinnerungsfalten schüttelt, wie Berlephs sagt.

Unsere Illustrationen sind nach Photographien angefertigt; der Künstler, welcher letztere aufgenommen, schreibt dazu: „Der starke Schneefall im Winter 1887—1888 war für die Schweiz ein beinahe noch nie dagewesener. Die enormen Lawinen, welche fielen, verursachten bedeutenden Verlust an Eigentum, in einigen Fällen auch solchen an Menschenleben. Am 13. Februar ging bei Glaris, in der Nähe von Davos, eine ungeheure Lawine nieder; der vorausjagende Windstoss ergriff drei am Wege arbeitende Männer und blies sie vollständig über den Fluß. Um die Straße für den Verkehr frei zu bekommen, wurde ein Tunnel durch die Lawinenmasse gegraben, 300 Fuß lang und 15 Fuß breit. Durch den Druck des Schnees war der innere Kern von eisiger Substanz geworden und sah aus wie poliert. An drei Plätzen wurden Ausweichstellen für Fuhrwerke errichtet; hier war, wie unser Bild zeigt, die Schneefalle 8 Fuß oder mehr über dem Boden, welcher, ausgenommen da, wo die Lawine gefallen, wochenlang schon frei von Schnee war und täglich von der Postkutsche auf Rädern befahren wurde. Selbst am 2. und 3. Mai kamen noch Lawinen nieder. Ich nahm just diesen Tag, 11 Uhr 30 Minuten, Photographien auf und nachmittags 3 Uhr stürzte die riesige neue Schneemasse zu Thal, 10 Fuß von dem Platz, den ich des Morgens eingenommen. Ein enormer Felsblock, den sie mit zu Thal geführt, wurde andern Tags ebenfalls photographiert. Sehr interessante Effekte wurden durch das Untersinken der Schneemasse zu Stande gebracht; während unten das Gebirgswasser sich freien Durchpaß erzwang, blieben die oberen Massen stehen, oft 30 Fuß hoch und höher.“

Die Lawinen sind nur eine Erscheinung der tieferen Regionen, besonders jener um und unter der Holzvegetation; über 10,000 Fuß absoluter Erhebung kommen sie kaum mehr vor. Es gibt allerdings, selbst in den bedeutendsten Höhen, Schneerutsche, die sich abwärts bewegen, und bei warmer Südluft fallen die angewachsenen Gesteinsmassen von den jähen Graten mitunter herab; aber solche Ablösungen tragen zu wenig den Charakter der Lawinen, als daß sie diese Bezeichnung verdienen. Für jene tiefer liegenden Regionen sind sie im ganzen genommen, trotz ihrer verheerenden Wildheit, eine wohlthätige Erscheinung, denn sie befreien große Strecken Alpenweidelands durch einen einzigen Akt von unberechenbaren Schneelasten, an deren Entfernung die Sonnen- und Luftwärme bis weit in den Hochsommer hinein zu schmelzen haben würde.

### Giskra von Brandeis, Kriegsrat haltend.

(Bild S. 423.)

Bei den böhmischen, polnischen, ungarischen und russischen Historienmalern ist es in neuerer Zeit Sitte geworden, aus ihrer vaterländischen Geschichte nicht etwa große, weltbewegende, allgemein bekannte Szenen und Begebenheiten zum Vorwurf ihrer großen Gemälde zu nehmen, sondern kleine, fast anekdotenhafte Episoden, deren Helden und Mitspieler selbst der eigenen Nation wenig geläufig, fast kaum bekannt sind. Sie wollen dadurch gleichsam die Welt zwingen, die Detailgeschichte ihres respektiven Landes oder ihrer Provinzen zu studieren, ja auch die eigenen Landsleute aufmerksam machen auf halbvergessene oder minder bedeutungsvolle Episoden aus der Vaterlandsgeschichte. Es ist dies ein sehr achtungswerter und edles patriotisches Bemühen, und wie verdanken demselben bereits eine stattliche Anzahl von teilweise kolossalen historischen Gemälden, blendend in ihrer Technik, künstlerisch vollendet in ihrer Anordnung, treffend in Dekoration und Kostüm. Ob damit der eigentlichen Kunst der Historienmalerei im rein künstlerischen, internationalen Sinne ein Dienst geleistet wird und ob derselben neue, aufrichtige Bewunderer gewonnen werden, ist freilich eine andere Frage. Wie viele solcher Meisterwerke werden vom großen Publikum in Folge dessen als bloßes Dekorations- oder Kostümspiel anerkannt, aber ohne weiteres Interesse betrachtet und — wieder vergessen, die in aller Herzen einen lebendigen Widerhall finden, wenn sie einen großen, er-

hebenden, wahrhaft weltgeschichtlichen Moment veranschaulichen würden, anstatt bloß eine Anekdote oder eine Zeremonie festzuhalten mit allem Pomp der Kunst.

Es ist so weit gekommen, daß ehrliche Kunstkritiker zu behaupten wagen: die Polen, Böhmen, Russen und Ungarn besitzen keine Historienmalerei mehr — nur Genremaler, „die in großen Dimensionen“ arbeiten. So hart dieser Ausspruch ist, ein fränkischer Wahrheit steht doch darin — und gewiß ist, daß Matejko, Prokiz und so weiter von unberechenbar größerer Wirkung sein würden, ohne den in seinen Grundprinzipien freilich sehr edlen und achtungswerten Chauvinismus des Patrioten. Selbst Masart verfiel in den Fehler der „nichtsagenden“ Historienmalerei — freilich nicht aus Nationalitätsgründen, sondern weil er ehrlich eingestand: das Was meiner Bilder kümmert mich nichts, nur das Wie derselben. Und damit funktionierte er das Genre. Freilich machte er dem Publikum wenigstens die eine Konzeption, in dergleichen Repräsentationsbilder wenigstens eine wohlbelannte Figur als Interesse erregenden Mittelpunkt zu setzen. — Karl V. oder Katharina Cornaro — freilich ohne sich dabei viel um Porträthähnlichkeit oder Richtigkeit des Kostüms zu kümmern, in welcher letzterem Punkte wenigstens die slavischen und magyarschen Künstler von strapulöser Gewissenhaftigkeit sind.

Das Schlimmste bei dem allem ist, daß der Zweck des Künstlers: dem großen internationalen Publikum die Detailgeschichte seines Landes durch den „Anschauungsunterricht“ spielend beizubringen, meistens nicht erreicht wird, denn wer nimmt sich Zeit, in Ausstellungskatalogen seitenlange historische Abhandlungen zu lesen, welche schließlich doch nur ein fragliches Interesse gewähren? Hier ist es dann die Aufgabe der illustrierten Journale, das Versäumte oder Uebersehene nachzuholen, was auch hier bei dem schönen, vielbewunderten Gemälde Hettes' geschehen soll. „Ein Kriegsrat Jan Giskra“ heißt daselbe. Wer war nun dieser Giskra? Jan Giskra von Brandeis war ein wohlberühmter Heerführer des fünfzehnten Jahrhunderts. Er stammte aus einem alten mährischen Rittergeschlechte, von seiner Geburt und Jugend erzählen uns die gleichzeitigen, ziemlich dürftigen Chroniken nichts. Wir finden ihn erst mitten im Schlachtgetöse, nachdem er sein Vaterland verlassen hatte und an den Ufern der Adria gegen die Türken focht als jugendlicher Parteigänger. In kein Vaterland zurückgekehrt, wurde er 1437 von Kaiser Sigismund an der Spitze einer Truppe nach Serbien geschickt, wo man ebenfalls gegen die Türken kämpfte. Er führte diese Truppen, die er selber angeworben, auf eigenes Risiko und erhielt dieselben mit eigenem Gelde. Es war dies damals so Sitte, eine Spekulation wie eine andere, wie zum Beispiel heutzutage eine geschickte Baumeister oder Ingenieur einen Haus- oder Bahnbau auf eigene Kosten durchführt, nach vorher abgeschlossenen Kontrakt. So erhielt er erst nach geleisteten Parteigängerdiensten von Kaiser Sigismund eine Summe in Baar und Bogen für sich und seine angeworbene Mannschaft. Die Böhmen und Mähren zeichneten sich in diesen Parteidiensten nicht nur durch besondere Tapferkeit, sondern auch durch humanes, ritterliches Gebahren aus und wurden deshalb auch von König Albrecht gern gegen die Türken gebraucht, und keine Witwe Elisabeth begab sich samt ihrem unmündigen Kinde Ladislaus Posthumus in ihren Schutz.

Gegen Ende 1440 wurde Jan Giskra oberster Feldhauptmann des Königs Ladislaus, hatte aber Mannschaft auf eigene Kosten und eigenes Risiko zu werben und zu unterhalten. Der Hauptquartierplatz seiner Wirkksamkeit umfaßte damals einen großen Teil Ungarns, wo er Festungswerke aufbaute, aber auch böhmische und mährische Ansiedlungen gründete. Als dann ein Teil des ungarischen Adels den polnischen Wladislaw zum König wählte, blieb er doch mit seinen Truppen dem Posthumus treu, und als 1442 darüber ein Krieg ausbrach, besiegte Giskra das polnisch-ungarische Heer bei Kosice. Unser Bild stellt eben den Kriegsrat vor, den der Parteigänger vor der Schlacht von Kosice mit seinen Feldhauptleuten hielt.

Nach dem Tode Elisabeths (1442) blieb Giskra allein ihrem Sohne treu und bedrängte die Ungarn immer heftiger. Nur als sich der Krieg mit den Türken erneuerte, verband er sich mit den Ungarn, obwohl er von diesen selber einmal verräterisch angefallen ward. Nach dem Tode Wladislaws bei Varna fielen alle Parteien dem König Ladislaus Posthumus zu, und 1445 war es, wo Giskra diesen seinen obersten Kriegsherrn zum ersten Male von Angesicht zu Angesicht sah, und zwar in Wiener Neustadt. Als er den jungen Herrscher erblickte, ward der tapfere Held vor Freude und Ehrung bis zu Thränen gerührt.

Auch in den nachfolgenden Kriegen zwischen Georg von Podiebrad und Matthias Corvinus erscheint Giskra noch thätig. Die letzte Erwähnung von ihm geschieht im Jahre 1467, wo er gegen den Herzog Stephan kämpfte, und zwar diesmal unglücklich. Dann verschwindet er aus der Geschichte, und so wie seine Geburt, so ist auch sein Ende in Dunkelheit gehüllt. Er war kein großer, aber ein kräftiger Mann, kein hochliegender, aber tapferer Geist, treu und bieder und freigebig bis zur Verschwendung — ein echtes Kind seiner Zeit.

### Zur Erinnerung an Kronprinz Rudolf.

(Bilder S. 434 u. 438.)

In unserem vorletzten Hefte haben wir das tieftraurige Ereignis, welches Oesterreich betraf, in Bild und Wort geschildert. Heute wollen wir zwei Erinnerungsbilder an die glänzendste Lebenszeit des unglücklichen Fürsten vorführen, die zugleich verknüpft sind mit seinem Wirken und Schaffen als hervorragender Forscher auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, speziell der Tierkunde. Der verstorbene Kronprinz gehörte zu den besten Jägern Oesterreichs und widmete einen bedeutenden Teil seiner Zeit der Jagd, um Studien zu machen und die Ausbeute dann seinen Sammlungen anzureichen. So stellen unsere Bilder den hohen Verschiedenen auf der Otternjagd dar und bei einer Forschungsreise auf dem Nil, 1881, Vogel erlegend. Was der Kronprinz Rudolf in der Wissenschaft geleistet, wird wohl bald von berufener Feder für die Nachwelt festgesetzt werden. Unsere Bilder sind eine wehmütige Erinnerung an den hoffnungsvollen, fröhlichsten und schaffensreichsten Lebensabschnitt des unglücklichen Kaiserjünglings.

### Albumblatt.

#### Südliche Weisen.

„Lüft' ich, Geliebte, je auf dich verzichten,  
Lüft' ich dein Bild auf meine Segel malen,  
In alle Ferne meine Fahrt zu richten.“

Dann zögst du mit mir zwischen Well' und Wolke,  
Dein Antlitz leuchtend über meinem Haupte,  
Ein Gnadenbild dem gläubigen Schiffervolke.

So ging' die Fahrt am hellen Tage munter,  
Und stürb' ich, wär' mir noch ein Trost geblieben:  
Von dir unwunden senkten sie mich unter.

Das: „Gedichte von Jolde Katz“. Frauenfeld, J. Huber.

### Wera Werinka.

Erzählung

von

A. Lossen.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Aber, Wera Werinka, so höre doch, was fällt Dir nun wieder ein, wie ein Wirbelwind davonzu-jagen und Dich so unnötig zu erhitzen; ich bitte Dich, nimm doch einmal Vernunft an!“

„Duscha (Seele), da bin ich schon! Sag selbst, gibt es etwas Herrlicheres, als unsere unendlichen grünen Steppen? Sieh, ich kann nicht so ruhig und geistlich einherwandeln, als wäre ich auf einer langweiligen großstädtischen Promenade. — O du mein schönes, weites Russland, wie lieb' ich dich!“

So rief das köstliche junge Geschöpf, welches atemlos herbeilief und stürmisch die ältere Dame umfing, deren strenge Miene nicht standhielt bei dem Liebreiz des schönen Mädchens.

Liebkosend strich sie über die erhitzten Wangen, und die dunklen Locken glättend, deren Fülle für das feine Köpfchen fast zu schwer schien, sagte sie zärtlich:

„Wie Du glühst, Kind, wir wollen heimkehren, die Sonne fängt bereits an lästig zu werden, auch ist es bald Theestunde und wir dürfen Boris Stepanowitsch nicht warten lassen.“

Fräulein Sophie Weber, die ältere Dame, war sechs Jahre Erzieherin Wera Ludoffs gewesen und seit dem vor vier Jahren erfolgten Tode der Mutter vertrat sie deren Stelle bei dem jetzt achtzehnjährigen Mädchen.

Sorgsam legte sie den Vorschlag um die Schultern ihres Lieblings, welche im Gehen ihren Strauß Steppenblumen ordnete, und fröhlich plaudernd traten sie den Heimweg nach dem am Rande des Waldes sichtbaren Hause an.

Es war ein köstlicher Maimorgen und das kleinrussische Dörfchen Petschanka — so hieß das Gut Boris Stepanowitsch Ludoff — bot im Glanz desselben, mit seinem prächtigen Laubwald, dem silberhellen Flüßchen Zulla, sowie zahlreichen Windmühlen, die das ganze hübsche Bild belebten, einen malerischen Anblick.

Es war erst Anfangs Mai und die orkanartigen Stürme und endlosen Regengüsse hatten diesmal rascher als sonst die letzten Spuren des harten Winters vertrieben, die Luft war mild und der Himmel strahlte in tiefem Blau auf das noch so frische Grün der Steppe.

Das Herrenhaus, welches, etwas erhöht liegend, vom Eingang des Dorfes und der Steppe aus sichtbar war und sich mit seinen weißgeputzten Wänden freundlich von dem grünen Hintergrund des Waldes abhob, war einstöckig und, wie meistens die kleinrussischen Herrenhäuser, einfach in der Bauart, doch machte es einen äußerst behaglichen Eindruck.

Hinter dem Hause lag der Wirtschaftshof mit den Ambars (Magazinen für das Getreide), dem Eiskeller und der Küche, lauter strohgedeckte, einzelnstehende Gebäude.

Von dem Wirtschaftshof gelangte man auf einem kurzen Fußpfad in den sogenannten Park, welcher sehr bald in den eigentlichen Wald überging. Der Garten vor dem Hause war weder groß noch durchaus kunstgerecht gehalten, aber gerade deshalb vielleicht um so traulicher.

Die zahlreichen Springenbüsche dufteten fast betäubend, der Goldregen war schon mit üppigen Blüthenrauben bedeckt, gelbe und braune Anzeln schauten mit ihren freundlichen Blumenaugen überall hervor und an der rund um das Haus sich ziehenden hölzernen Veranda begannen die jungen Ranken des wilden Weins emporzuklettern; alles atmte Duft und Glanz und die tiefe Stille, welche diesen Steppendörfern eigen, umwob das Ganze mit märchenhaftem Reiz.

Eben trat Fräulein Weber oder Sophie Michaelowna, wie sie hier genannt ward, auf die Veranda, wo der Theetisch bereit stand.

Sie ordnete mit kühner Hand die Gläser neben dem behaglich summanden glänzenden Samowar, stellte Sahne, Zucker, Zitronenscheiben, sowie die frischgebackenen Vulkies

einladend und zierlich zurecht und trat dann, nachdem sie noch einen befriedigten Blick auf ihre Anordnungen geworfen, an die Brüstung der Veranda.

Sinnend schaute sie in den tafrischen Garten und atmete mit Entzücken den köstlichen Duft, welchen die Springen ausströmten.

„Wie wundervoll und still auch hier!“ sagte sie leise; „es ist ein gesegnetes Stück Erde, und Wera hat recht, wenn sie ihre Heimat schwärmerisch liebt.“ Wie stets zog die Weltabgeschiedenheit, die traumhafte Stille ihre Zauberkreise um sie und ihre Gedanken fingen an zu wandern.

Trotzdem die Fremde ihr fast zur Heimat geworden, war sie doch schon zehn Jahre hier und hing mit tiefer, mütterlicher Zärtlichkeit an Wera, tauchte in solchen Stunden doch immer die ferne Heimat vor ihr auf und ein leises Gefühl der Wehmuth befiel sie, als sie bedachte, daß sie jetzt erst ganz losgelöst von allem sei, nachdem nun auch die einzige Freundin, die ihr dort geblieben, gestorben und mit ihr das letzte Band zerrissen, welches ihren Zusammenhang mit der Heimat noch vermittelte. Jetzt hatte sie auf der weiten Welt nur ihre Wera, das warmherzige, für alles Schöne und Gute begeisterte Geschöpf. Aber wie lang noch, und das so hold erblühte Mädchen folgte einem Manne ihrer Wahl. Würde sie dann noch das gleichmäßige Leben hier, welches oft wie mit einem dumpfen Druck auf ihr lastete, da jede geistige Anregung fehlte, ertragen? Wie schön könnte es sein, wenn Wera einem ihr geistig gleichgesinnten Manne die Hand reichen würde, wie viel Gutes könnten sie schaffen und wirken.

Bei diesem Punkte angekommen, überkam sie wie stets eine Art Besessenheit — würde es nicht schließlich auch ihr ergehen wie ihrer Umgebung, daß sie allmählich jedes geistigen Aufschwungs unfähig sein werde?

„O, möchte nur das Kind glücklich werden!“ kam es leise über ihre Lippen, „sie mit ihrem warmen, leidenschaftlichen Herzen ist nicht zum Entfagen geschaffen; warum kommen mir nur in der letzten Zeit immer diese Gedanken, die wie ein körperlicher Schmerz mich quälen, ist's die Ähnlichkeit, die mich neulich so erschreckte und längst überwunden Geglaubtes wieder in mein Leben treten läßt?“

Die tiefe Stimme des Hausherrn, der, im Rahmen der Thür stehend, ihr einen „Guten Morgen!“ zurief, ließ sie aus ihrem Sinnen aufwachen und, an den Theetisch tretend, wo Boris Stepanowitsch eben seine gewichtige Gestalt in den bequemen Sessel fallen ließ, sagte sie, ihm ein Glas Thee reichend:

„Es ist herrlich heut; waren Sie schon draußen, Boris Stepanowitsch?“

„Noch nicht,“ war die Antwort; „ich hatte mit Gawril zu sprechen, der drei Kühe in unserem Vorwerk eingefangen; wahrscheinlich gehören sie wieder nach Manilowka,“ fügte er grimmig hinzu, „sie mögen nun die Strafe zahlen.“

Ein leises Rot flog über das feine Gesicht der Dame und, sich am Samowar zu thun machend, fragte sie scheinbar unbefangen:

„Wie heißt eigentlich der neue Besitzer von Manilowka, ich bin erstaunt, daß er noch keinen Besuch gemacht hat.“

„So, sind Sie erstaunt, Sophie Michaelowna?“ sprudelte der alte, cholerische Herr heraus, indem eine drohende Wolke auf seiner Stirn erschien, „ich gar nicht.“ Dann fügte er mit bitterem Lachen hinzu: „Ich habe ihm deutlich genug zu verstehen gegeben, daß wir nicht sehr erfreut über seine Nachbarschaft sind, als ich ihm in Sumy begegnete und Karbelly ihn mir vorstellen wollte. Das schöne Gut, ich kann es nicht verschmerzen, so fest hatte ich darauf gerechnet; welch herrliches Besitztum wäre es geworden, ist es doch wie ein Gut, da der Wald von Petschanka mit dem von Manilowka schier zusammenstößt, nur durch die Waldwiese getrennt. Wie viel er dem Juden wohl dafür gezahlt hat, damit er mir nicht die leiseste Andeutung gebe, daß der Deutsche mit den Erben von Suraki in Unterhandlung stehe, so nur konnte es geschehen, daß ich ihm nicht dazwischen kam, denn weil ich fürchtete, der Jude werde, wenn er meine Absicht merkte, den Preis sehr in die Höhe schrauben, so sagte ich diesem feinen Wort, daß ich so fest darauf rechnete; hätte ich nur gewußt, daß ein Käufer da sei, so hätte ich mich ganz anders benommen.“

„Wissen Sie, wie der Herr heißt?“ fragte Fräulein Weber, während sie nervös über ihr schon leicht ergrautes Haar strich.

„Ich habe den Namen vergessen, es soll ein kur-ländischer Adliger sein,“ brummte der andere. „Sie wissen, Sophie Michaelowna,“ fügte er hinzu, während ein freundlicher Blick zu derselben hinüberflog, „ich achte Ihre Landsleute im allgemeinen sehr, aber als Nachbar wäre mir doch ein Russe lieber gewesen, ganz abgesehen davon,“ fuhr er, sich grimmig den Schnurrbart streichend, fort, „daß er mir das schöne Gut geradezu vor der Nase weggeschluppt hat, denn sehen Sie, er wird es wie Graf W. machen, allerhand Neuerungen und humane Bestrebungen einzuführen suchen, die nun einmal für unsere Wuschits absolut nicht passen, da gibt's dann nur Unzuträglichkeiten und verrückte Ansprüche; wissen doch unsere Bauern, seit unser Väterchen Alexander, den der Herr segnen möge,

die Leibeigenschaft aufgehoben, ohnehin nicht mehr, was sie alles verlangen sollen. Doch wir sind da bei dem alten Thema, über welches wir uns nie einigen, ich bemerke stets, wie wenig zufrieden Sie mit mir dann sind,“ fügte er gutmütig lachend hinzu, „denn sehen Sie, Sophie Michaelowna, Sie mögen ja in manchem recht haben, aber unsere Bauern lernt ihr Deutschen nie ganz kennen, es liegt das in der Rasse. Doch wo bleibt nur Wera?“ fragte er, sich erstaunt umblühend.

„Sie ist, nachdem sie sich, vom Spaziergang kommend, umgekleidet hatte, rasch zur Nania (Ammen) hinübergegangen, um ihr selbst das Pulver gegen das Fieber zu bringen, sie muß sofort kommen.“ war die Antwort.

Lautes Schreien, wirres Durcheinanderrufen tönte plötzlich zu den beiden herüber und bleich, mit schlotternden Knien stürzte der alte Dimitri herbei, laut jammernd rufend:

„O bärin, bärin (Herr), das Unglück, das große Unglück!“

„Was ist denn geschehen? So sprich doch, durak (Dummkopf)!“ fuhr dieser ihn an.

„Ein toller Wolf, Herr, ein toller Wolf! Er hat den Rapschiff gebissen und sich dann in den Pferdestall verflochten, das Unglück, das Unglück — Barischnia (Fräulein), die über den Hof kam, hat er ungerissen, sie sagt zwar, es sei nichts, aber es blutet — o Herr, mögen die Heiligen uns beistehen!“

Mit einem dumpfen Schreckenslaut war Boris Stepanowitsch schon bei den ersten Worten aufgesprungen und mit dem angstvollen Ruf: „Wera, um Gottes willen, Wera!“ folgte ihm Fräulein Weber, den alten, jammernden Diener ungestüm fortjagend.

In einem dichten Knäuel standen die Leute auf dem Hof, um beim Erblicken des Barin schen zur Seite zu treten. Nur Gawril, der Aufseher, trat hervor, fuhr sich durch das struppige Haar und zeigte mit der Hand nach der Küche, wobei ein kaum hörbares: „Die Heiligen werden geben, daß es nichts ist!“ über seine Lippen kam.

Auffschauend, schob der alte Edelmann die vor der Thür stehenden jammernden Mägde beiseite und stürzte auf sein blaßes Kind zu, welches matt und halb ohnmächtig vor Schreck sich an die Schulter der laut schluchzenden alten Nania lehnte. Er drückte ihr heißes Gesicht an seine breite Brust, unablässig jammernd: „Mein Liebling, mein Täubchen, wie konnte es nur geschehen!“

Sophie Michaelowna bemächtigte sich sanft des verwundeten Armes, schob den weiten Kermel der russischen Bluse leicht zurück und sah einen breiten Riß, wie von einer scharfen Nadel herrührend, auf dem weißen Arm ihres Lieblings. Sie bemächtigte sich, ihr tiefes Erschrecken zu verbergen, und sagte halblaut:

„Wir dürfen keine Zeit verlieren, Boris Stepanowitsch, man muß eilend den alten Matfei rufen.“

„O, Sophie Michaelowna,“ stöhnte dieser, „das ist ja das Entsetzlichste; der Alte liegt ohne Besinnung schwer am Fieber darnieder, sein Schwiegersohn, der Starost, hat heut früh, man möge sein Weib Astruska vom Robot (Arbeit für den Hausherrn) freigeben, damit sie nach Madownka zu ihrem alten Vater gehen könne.“

Ein leises Wehen fuhr durch die zarte Gestalt der Dame. „Und was nun?“ fragten auch ihre blassen Lippen leise und angstvoll.

Der alte Matfei, ein hoch in den siebziger Jahren stehender Bauer, wußte, wie im ganzen Kreis bekannt, ein unschlaßbares Mittel gegen die Tollwut und hatte, wenn er früh genug gerufen ward, schon in zahlreichen Fällen geholfen.

Es mußte so sein, denn vereinzelte Fälle, von denen Fräulein Weber aus eigener Anschauung wußte, hatten auch ihren Unglauben besiegt.

Was es war, das er den Gebissenen zu trinken gab, wußte niemand, es vererbte sich vom Vater auf den Sohn und blieb immer in einer Familie. Es sollte eine seltene Pflanze, zur Art der Feldkamillen gehörend, sein, woraus er den Trank bereitete, denn er dann noch einen Zusatz von Kanthariden gab. Genauer wußte niemand und der schweigsame Alte verriet um keinen noch so hochgeachteten Preis sein kostbares Geheimnis.

Bis der Kreisarzt gerufen werden konnte, vergingen, selbst im glücklichen Fall, daß er gleich zu finden, mehr wie drei Stunden und bis dahin würde es, wenn er überhaupt helfen konnte, längst zu spät sein.

„Gott, mein Gott,“ betete sie aus tiefstem Herzen, „sende Hilfe!“

Wer schob da die vor der Thür stehenden angstvollen Leute mit rascher Hand beiseite? Da war sie wieder, die hohe Gestalt jenes Mannes, welche, seit sie dieselbe vor einigen Tagen aus der Entfernung mehrmals gesehen, nicht aus ihren Gedanken weichen wollte — ästten sie ihre überreizten Nerven oder war es Wirklichkeit — was wollte er dann hier in diesem Augenblick, wo sie alle fast vergingen in Angst um das so sehr geliebte Kind des Hauses, was hatte der Fremde hier zu suchen?

Auch in dem feindseligen Blick, den der alte Edelmann auf den Eindringling heftete, lag deutlich diese Frage; wie ein gereizter Löwe aber richtete er sich auf, als der Fremde atemlos, fast aber doch mit tiefer, wohlklingender Stimme hervorstieß:

„Um Gott, es war kein Wolf, es war mein Hund, der das Schreckliche verursacht, nachdem er von einem Wolf gebissen worden, wie mein Kutscher mir berichtete.“ Mit einem angstvollen Blick auf das, ach, so blaße Gesicht des jungen Mädchens griff er hastig nach dem verletzten Arm, ohne auf das rauh hervorstechende: „Zurück, Elender!“ des außer sich geratenen Vaters zu achten.

Prüfend betrachtete er die Wunde und ohne mit der Wimper zu zucken, legte er fest und rasch seine Lippen auf dieselbe.

Ein Beben flog durch den schlanken Körper des jungen Mädchens, das ihn mit einem seltsamen Blick ansah, und als es den Augen des Mannes begegnete, die voll tiefer Zärtlichkeit, aber doch so todestraurig auf sie gerichtet waren, schloß sie mit einem rührend glücklichen Lächeln dieselben.

Das eben Erzählte hatte nur weniger Minuten bedurft, welche aber Fräulein Weber eine ganze Ewigkeit dächten — mit einem Gefühl grenzenloser Angst und doch mit tödlicher Spannung sah sie unverwandt in das blaße Gesicht des Fremden, trotz der namenlosen Angst um ihren Liebling zog die Vergangenheit wie ein Bild, von dem der verhüllende Vorhang entfernt, an ihr vorüber — diese Ähnlichkeit, sie zweifelte nicht mehr. Lautlos fast verhielten sich die übrigen, selbst der alte Edelmann sah mit übereinandergebißenen Zähnen und einer tiefen Furch zwischen den finster zusammengezogenen Brauen auf die beiden und „Bog s'wami, bärin“ (Gott mit Euch, Herr) flüsterte die alte Nania leise, mit überströmenden Augen, den Rocksaum des Fremden an die Lippen führend. Langsam richtete sich dieser jetzt empor, langsam und wie zögernd den zarten Arm freigebend.

Fräulein Weber trat nach einem raschen Blick auf den alten Edelmann, der unbeweglich am Fenster lehnen blieb, auf den jungen Mann zu, und ihm die Hand reichend, die er ehrfurchtsvoll an seine Lippen führte, sagte sie mit bebender Stimme:

„Gott segne Sie für Ihre edle That, aber jetzt denken Sie auch an sich,“ setzte sie erschrocken hinzu, als sie sah, wie die hohe Gestalt wankte und eine dunkle Mäße über das eben noch so blaße Gesicht flog.

„Es ist nichts,“ sagte er beruhigend, „ich bin nur in rasender Eile herübergeritten; der furchtbare Schreck, als ich von meinem Kutscher das Unglück hörte, sowie die große Hitze haben das Ihrige gethan, im übrigen aber,“ fügte er mit einem ängstlichen Blick auf Wera hinzu, „dürfte es mit einem angestrichen sein, das Fräulein zur Ruhe zu bringen. Darf ich nach Sumy reiten, um den Doktor Sabelski zu rufen?“ wandte er sich mit einem bittenden Blick an Boris Stepanowitsch.

Rauh und abweisend erwiderte dieser:

„Ich danke Ihnen, mein Herr, sowohl für Ihre rasche That wie auch für jede weitere Bemühung Ihrerseits.“

„Boris Stepanowitsch,“ sagte Fräulein Weber erschrocken und leise mahnend, „so kenne ich Sie gar nicht! Bedenken Sie doch, daß die rasche, aufopfernde Hilfe des Herrn —“ Sie zögerte etwas.

„Von Bergen, seit kurzem Ihr Nachbar auf Manilowka,“ sagte der Fremde, sich leicht verneigend; „aber, bitte, mein gnädiges Fräulein, es bedarf da weiter keiner Einlenkung. Der Schmerz des Herrn Ludoff hat seine volle Berechtigung, und ich verstehe nur zu gut, welche Gefühle ihn gegen mich, den indirekten Mitschuldigen des schrecklichen Unglücks erfüllen mögen; ich eile,“ setzte er mit einem nochmaligen tieftraurigen Blick auf Wera hinzu, „ich eile, Sie von meiner unlieblichen Gegenwart zu befreien,“ und sich tief verneigend, wandte er sich zum Gehen.

Da trat der alte Gawril auf ihn zu, küßte demütig seinen Kermel und sagte:

„Die Heiligen wollen Euch segnen, Herr, Ihr habt unser Fräulein gerettet!“

„Denke an Maruscha,“ sagte Boris Stepanowitsch dumpf.

Erblaffend senkte der treue Diener das graue Haupt. „Gospodin pomiloe (Herr, erbarme dich!)“ murmelte er, schen zur Seite tretend.

Maruscha, das bildschöne junge Weib eines Bauern, war im verfloßenen Jahr von einem tollen Hund gebissen worden, und obgleich ihr Mann, der bald darauf heimkehrte, die Wunde ausfog, erlag die Aermste doch unter schweren Qualen dem furchtbaren Gifte.

Fräulein Weber, die, nachdem der Fremde sich verabschiedet, zu Wera trat, welche, wie aus einer Ohnmacht erwachend, die Augen aufschlug und wirt um sich blickte, sagte mit möglichster Ruhe, ihr sanft über die dunklen Locken streichend:

„Still, mein Liebling, es ist sicher jetzt alles gut!“

Boris Stepanowitsch umfaßte mit starken Armen die zarte Gestalt seines heiliggeliebten Kindes und trug sie ins Haus.

Tief aufatmend sah Fräulein Weber einen Moment still vor sich hin. „Also doch,“ kam es dann leise über ihre Lippen und bang seufzend folgte sie den Vorangegangenen in das Haus.

Die Leute standen noch in ängstlichen Gruppen beieinander und überhäuften Gawril, der den armen Rapschiff fortgeführt, um ihn töten zu lassen, mit Fragen, als Boris



1. Generalansicht von Lyon (Blickung von der Höhe von Fourvière). — 2. Das Rathaus. — 3. Platz Bellecour mit Kirche Notre-Dame de Fourvière. — 4. Die Guillotière. — 5. Rue de la République. — 6. Die Rhône. — 7. Notre-Dame. — 8. Theater des Célestins. — 9. Der Teil de la Ville-Neuve. — 10. Kirche Saint-Étienne.

Stepanowitsch wieder heraustrat und eilends sein Pferd befaß.

„Ich reite nach Sumy zum Doktor,“ rief er Gawril zu. „Du nimmst die Begowie (Nemndroschke) und fährst so rasch als möglich nach Madowka hinüber, vielleicht geht es doch besser mit dem alten Matfei und er kann Dir den Trank geben.“

„Ich höre, Herr,“ war die Entgegnung, und wenig Minuten später, nachdem Boris Stepanowitsch davon-gesprengt war, rasselte auch Gawril auf seiner Begowie in rasender Geschwindigkeit davon.

Nachdem die Leute noch Stall und Hof durchsucht, aber nirgends mehr eine Spur des grauen Gastes entdecken konnten, welcher das schreckliche Unheil angerichtet, gingen sie nach und nach an ihre verschiedenen Beschäftigungen, so daß bald tiefe Stille und drückende Schwüle über dem Hause lag.

In Wera's Zimmer, welches nach dem Garten zu lag, waren die Fenster weit geöffnet, so daß der süße Duft der Springen hereindrang.

Die durch das Blätterwerk fallenden Strahlen der hochstehenden Sonne zauberten zitternde, glänzende Punkte auf das dunkle Lockenköpfchen, das so still und ruhig auf den weißen Kissen lag.

Fräulein Weber, die leise hereinkam und ihren Liebling schlummernd glaubte, trat lautlosen Schrittes an das Fenster, um sorgsam die grünen Läden zuzuziehen und so den immer heißer brennenden Strahlen den Eingang zu wehren.

Die Stille, die Weltabgeschiedenheit, die ihr heut früh so köstlich erschienen, sie legt sich jetzt mit erdrückender Schwere auf ihr, ach, so sorgenvolles Herz und ängstlich fällt ihr Blick auf die Uhr.

„Sophie?“ sagte Wera halblaut.

„Bist Du wach, mein Liebling?“ fragte Fräulein Weber, rasch an das Bett tretend.

„Ich schliefe nicht, Sophie,“ war die Antwort, und beide Arme um die sich zärtlich zu ihr niederbeugende mütterliche Freundin schlingend, fährt sie fort: „O Sophie, mir ist so wohl; wie gut, wie unendlich gut ist er! Nicht wahr, Du glaubst auch sicher, daß er mich gerettet?“

Tief bewegt und erschreckt zugleich blickt Fräulein Weber in die strahlenden Augen des jungen Mädchens.

„Gewiß, Kind, und Du fühlst Dich wirklich ganz wohl?“ seht sie ängstlich fragend hinzu, sorglich den Puls der kleinen Hand prüfend.

„Ganz wohl, Duschka, nur habe ich solche Angst um ihn — o,“ rief sie erregt, in einen Strom von Thränen ausbrechend, „wie konnte Papa ihn nur so behandeln! Sag mir, was hat er gegen ihn?“

„In erster Linie, daß er Besitzer von Manilowka und zugleich ein Deutscher ist,“ war die Erwiderung. „Aber sag mir vor allem, Kind, wo hast Du Herrn von Bergen schon gesehen?“

„An der Waldwiese traf ich ihn vor vierzehn Tagen, als ich gerade beimgen wollte, stand er plötzlich vor mir; einen Augenblick sahen wir uns unverwandt an, ich glaube, wir waren beide gleich erstaunt, jemand in dieser Einsamkeit zu begegnen, mir waren vor Schreck alle Maiblumen, die ich gesammelt, aus meinem Hut gefallen, er half mir sie zusammenlesen, und bald plauderten wir, als wenn wir uns längst gekannt.“

„Weshalb hast Du mir nie von dieser Begegnung gesprochen?“ fragte Fräulein Weber mit leisem Vorwurf.

„O Sophie, verzeih es mir,“ bat sie zärtlich, „ich wollte immer und konnte es doch nicht, es war so sonderbar, und als ich ihm dann noch einmal begegnete, sprach er nicht mit mir, sondern grüßte nur und sah mich so traurig an, daß ich am liebsten geweint hätte, ich konnte da nun erst recht nichts sagen, mußte aber immer an ihn denken! Heute nun, Sophie, heut hab' ich gesehen, daß er auch an mich gedacht hat — o Liebste, ich kann Dir nicht sagen, wie eigen mir zu Mut ist, so froh und doch wieder so bang und weh!“

„Steht es so, mein armer Liebling?“ sagte Fräulein Weber leise, während eine feine Röte ihr zartes Gesicht wunderbar verjüngte.

„O, möchte dem Kinde werden, was ihr versagt geblieben, die volle, ganze Liebe eines edlen Herzens — dies Glück, so groß und tief, daß es alles Leid, alle Sorgen des Lebens aufwiegt!“

Mit tiefer, mütterlicher Liebe umfaßte sie das holde Geschöpf und: „O mein Gott, wende alles zum Guten!“ flüsterten ihre Lippen leise, während Wera ihr Köpfchen träumerisch an ihre Schulter lehnte und ein glückliches Lächeln ihren frischen Mund umspielte.

Das Geräusch eines vorfahrenden Wagens ließ sie aus ihrem Sinnen auffahren und schon trat Boris Stepanowitsch, von dem Arzte begleitet, ins Zimmer.

Fräulein Weber, die ihnen entgegen ging, sagte auf die bang geflüsterte Frage des besorgten Vaters, daß Wera sich ganz wohl fühle, und der Doktor, welcher, nachdem er die Damen ernst, aber freundlich begrüßt, sofort die Wunde untersuchte, äußerte sich sehr befriedigt über das Aussehen derselben.

„Es war das Beste, das geschehen konnte, wenn wirklich Giftstoff vorhanden, daß die frische Wunde ausgefogen ward,“ sagte er mit großem Nachdruck, „und Sie können

Gott danken, mein liebes Kind,“ sehte er, gerührt Wera's kleine Hand drückend, hinzu.

Wie erlöst schloß der geängstigte Vater sein Kind ans Herz und diese bat, ihm schmeichelnd die Wange streichelnd:

„Mein guter, lieber Papaschinka, seht soll der gute Doktor aber auch rasch nach Manilowka hinüberfahren; bedenke, wenn das Gift, von dem er mich befreit, Herrn von Bergen geschadet hätte!“

„Wird sofort besorgt, mein kleines Fräulein,“ sagte der Arzt freundlich, „um so mehr, als hier bereits ein Bote von dort auf mich wartet.“

Tief erschreckt blickten Wera und Fräulein Weber den Doktor an, während Boris Stepanowitsch nervös an seinem Schnurrbart riß.

„Um Gottes willen, Doktor,“ rief Wera, während große Thränen aus ihren Augen stürzten, „Sie glauben doch nicht, daß es gefährlich ist?“

„Abwarten!“ war die lakonische Antwort; „daß er Fieber hat und wirr spricht, wie sein alter Diener berichtet, will mir nicht recht gefallen. Aber ruhig, nicht gleich so verzweifelt, es ist ja noch nichts erwiesen,“ sehte er beschwichtigend hinzu, als er in Wera's todblasses Gesicht blickte, „Sie dürfen sich nicht so aufregen.“

„Sie hätten besser schweigen sollen,“ brummte Boris Stepanowitsch ärgerlich, den Doktor hinaus begleitend.

„Ruhig, Kind, sei ruhig,“ bat auch Fräulein Weber, als Wera sich verzweiflungsvoll aufschluchzend, an ihre Brust warf.

„O Sophie, wie kann ich ruhig sein,“ jammerte das arme Kind, die Hände ringend, „ruhig und gelassen, während das furchtbare Gift ihn verzehrt — und für mich! O mein Gott, nur das nicht, es kann ja nicht sein!“ schloß sie qualvoll auf, „ich muß zu ihm!“ und mit fliegenden Händen begann sie ihren Anzug zu ordnen.

Aufs tiefste erschüttert, versuchte Fräulein Weber umsonst, das arme Kind zu beruhigen. Hier half kein Zureden, kein Trösten. „Ich muß zu ihm!“ war die einzige Erwiderung.

Da trat Boris Stepanowitsch ins Zimmer.

„Papashinka, ich muß zu ihm, halte mich nicht!“ flehte Wera.

Er sah sie sprachlos an.

„Was fällt Dir ein?“ schrie er endlich, braunrot vor Erregung. „Ich bitte Sie, Sophie Michaelowna, ist das Mädchen verrückt, so sagen Sie ihr doch in des Teufels Namen, daß sie es ist!“ schrie er, wütend mit dem Fuß aufstampfend.

Bleich vor Erregung, umfaßte Sophie das zitternde Mädchen und sagte flehend:

„Ich bitte Dich, Kind, werde ruhig, es ist ja unmöglich!“

„Ganz unmöglich, wahnsinnig!“ schrie der alte Herr außer sich. „Ich bitte Dich! Du, Wera Ludoff, willst zu dem wildfremden, unverheirateten Manne?! Aber begreift Du denn nicht, daß so etwas unerhört wäre?“

Wera fuhr sich mit den zitternden Händen über die heißen Augen und dicht vor ihren Vater hintretend, sagte sie mit unheimlicher Ruhe:

„Vielleicht unerhört — vielleicht wahnsinnig — Du magst recht haben — aber ich liebe ihn — liebe ihn, Papascha — und wenn er stirbt, so sterbe ich auch!“

Völlig erstarrt blickte der alte Mann auf sein Kind. War das Wera, sein Sonnenschein, sein glückliches, kleines Mädchen?

Todesangst und doch so angstvoll und bittend sahen diese Augen, die er nie anders als in strahlender Heiterkeit gesehen, zu ihm auf.

„Laß mich gehen, Papascha, ich kann nicht anders!“ flehte sie weich. „Sieh, er ist allein, hat niemand, der um ihn sorgt, der ihm beisteht in seinen vielleicht, ach, so qualvollen Schmerzen, fremd sind ihm noch seine Leute, fremd sein Heim. O, wie kannst Du nur so feindselig, so engherzig sein! Vergißt Du denn ganz, daß er alles dies für mich, für mich allein leidet?“

Finster schaute der alte Mann vor sich nieder, er vermied die bittenden Augen seines Kindes.

„Was soll das alles?“ fragte er grollend. „Es kann nicht sein. Glaubst Du,“ sehte er, von neuem in Wut geratend, hinzu, „glaubst Du, daß Du allein über Dich zu bestimmen hast, mir bleibe nur übrig, 'Ja und Amen' zu sagen, wenn Du Dich dem ersten besten an den Hals werfen willst? Aber ehe ich Dich einem Deutschen zum Weibe gebe —“

„Halt ein, Vater!“ rief Wera mit harter, metallisch klingender Stimme und die finstere Falte zwischen den Brauen ließ die Ähnlichkeit mit ihm plötzlich scharf hervortreten. „Du kannst mir Deine Einwilligung vorenthalten und ich werde mich fügen, aber mich zwingen, einem andern anzugehören, das kannst Du nicht,“ und still ging sie an ihm vorbei zur Thür hinaus.

„Dimitri, laß die Droschke anspannen,“ hörte er sie mit ruhiger Stimme sagen.

Sie fuhr also, sie war sein Kind, seinen Starrsinn hatte sie geerbt, aber es war diesmal zum erstenmal, daß er sie so kennen lernte.

Finster starrte er zum Fenster hinaus. Da berührte ihn plötzlich eine leise Hand, es war Fräulein Weber, die vor ihm stand.

„Boris Stepanowitsch, verzeihen Sie dem armen Kind und lassen Sie sie jetzt gewähren, ich begleite sie. — Kurt von Bergen ist der Sohn eines einst sehr geliebten Jugendgespielen, ich erkannte ihn an der mich überwältigenden Ähnlichkeit — auch ich mußte entsagen. Boris Stepanowitsch,“ sehte sie bebend hinzu, während ein heißes Rot ihr zartes, feines Gesicht überzog, „es ward mir namenlos schwer, es stirbt eben nicht jeder an gebrochenem Herzen,“ fuhr sie schwermütig lächelnd fort, „für Wera aber ist mir bang, sie ist leidenschaftlich und was sie in Liebe ergreift, das hält sie fest. Wo ist das Glück, Boris Stepanowitsch,“ sagte sie, ihm traurig-ernst in die großen Augen sehend, „wo ist das Glück? Nur in dem Glück, der Zufriedenheit derer, die wir lieben.“

Stumm sah er der davonsausenden Troika nach — ja, sie hatte recht, dieses sanfte Mädchen mit dem starken, treuen Herzen. Wo ist das Glück? War sie nicht sein ganzes Glück, seine Freude, sein Stolz, die schöne kleine Wera mit dem dankbaren Herzen? Dankbar? War er es denn gewesen gegen den Mann, der ihm sein Liebstes vor grenzenlosem Elend, vor qualvollem Tode bewahrt?

Lange noch stand der einsame Mann und schaute in die Blütenpracht. „Wo ist das Glück?“ tönte es in seinem Ohr.

Wera lehnte blaß und zitternd in der auf dem weichen, grasbewachsenen Boden fast geräuschlos dahinfliegenden Troika. Fräulein Weber, die Hand ihres Lieblings haltend, schaute sorgenvoll auf das arme junge Geschöpf. „Borischnia, was ist geschehen?“ rief plötzlich die bekannte Stimme des alten Gawril, der, seine Begowie anhaltend, eilend herabkletterte.

„Wissen Sie es denn schon?“ fragt er glückstrahlend, „aber nein, es ist ja unmöglich, und doch, wie kommen Sie sonst hieher?“

„Aber was denn, so sprich doch?“ fragt Fräulein Weber etwas ungeduldig, während Wera teilnahmslos vor sich hinblickt.

„Ich kam vom alten Matfei zurück, der noch ganz besinnungslos ist, und war in Todesangst und Sorge, aus der mich Mischka, der wie ein Verrückter auf mich zurennt, wie mit einem Zauberschlag befreit. Es war kein toller Hund, Herrin, der bei uns einbrach, es war der junge Wolfshund des Fürsten B., welcher diesem entlaufen war. Mischka, der prächtige Junge — die Heiligen sollen ihn tausendfach dafür segnen — der dem Tier, das in der grenzenlosen Verwirrung unbehindert wieder zum Thor hinanlief, nachsehte, hat seine Spur bis nach Markowka verfolgt und sich dort überzeugt, daß es der junge, ganz gesunde Wolfshund des Fürsten B. gewesen. Den Hund vom Manilowkaer Barin hat der Starost dort gestern schon erschlagen.“

Mit einem jubelnden: „Gott sei ewig Lob und Dank!“ umfing Fräulein Weber die fast ohnmächtige Wera und Dimitri die freie Hand hinhaltend, rief sie lachend und weinend:

„Diese Freudenbotschaft, mein Alter, soll Dir nie vergessen sein, und Mischka, der prächtige Junge, erhält die schönste Geige, die in Sumy zu finden, ist doch die Musik seine größte Leidenschaft.“

Mit Freudenthränen küßte der Alte die Hand der von ihnen allen verehrten Herrin und folgte eilend ihrem Befehl, die Freudenbotschaft ungesäumt Boris Stepanowitsch zu bringen.

„Und wir?“ fragte sie innig, das junge Mädchen küßend.

„Wir fahren doch nach Manilowka, Sophie?“ war die bittende Antwort. „Er hat mich gerettet, und wenn auch jetzt die furchtbare Angst vor dem Entsehlchen von mir gewichen, so bangt mein Herz doch um den Geliebten, dem ich entsagen muß.“

Schon hielt die Troika, und als Fräulein Weber der zitternden Wera die Hand reichte, trat ihnen der Doktor entgegen.

Ein feines Lächeln verschönte eine Sekunde seinen strengen Mund und ohne sein Erstaunen zu äußern, sagte er den Damen, daß er den Kranken über Erwarten gut gefunden; es sei eine hochgradige nervöse Erregung gewesen, durch Schreck und Ueberanstrengung hervorgerufen, er habe sich auch nicht legen wollen und sei in seinem nach dem Garten hinaus liegenden Arbeitszimmer.

Als Fräulein Weber in fliegender Eile Gawril's Freudenbotschaft mitteilen wollte, sagte er, daß der Starost, der Mischka getroffen, schon atemlos herbeigeeilt sei, gerade als er in Manilowka eingefahren.

„Es war eine schwere Prüfung, ein tödlicher Schreck,“ sagte der Doktor ernst, „aber wer weiß, was er für Gutes noch bringen wird,“ sehte er freundlich lächelnd hinzu.

Auf Fräulein Weber's Frage, ob sie den Kranken sehen dürften, antwortete er bejahend. Diese ließ das zitternde junge Mädchen nicht von der Hand, aber vor dem Zimmer angekommen, öffnete der Doktor die Thür, ließ Wera eintreten und Fräulein Weber zurückhaltend, meinte er lächelnd:

„Das ist die beste Medizin für ihn.“

Diese nickte unter Thränen.

„Wera — Kurt!“ ertönte es fast gleichzeitig und

stumm preßte der hohe, schöne Mann das junge zitternde Geschöpf an seine Brust.

Weinend drückte Sophie dem tiefbewegten Arzte die Hand und: „Da ist das Glück!“ sagte plötzlich eine bebende Stimme hinter ihnen.

Boris Stepanowitsch streckte die Arme aus und Vera, sein strahlender Liebling, flog mit dem jubelnden Ruf: „O Du mein guter, geliebter Papaschinka!“ in seine Arme.

## Lyons.

(Bilder S. 430 u. 431.)

Lyons mit seinen 400.000 Einwohnern ist die zweite Stadt Frankreichs und dazu eine der ältesten Römerstädte Galliens, da sie vierundvierzig Jahre vor Christi Geburt von einem Legionär gegründet wurde. Sie ist die Heimatstadt der Kaiser Caligula und Claudius, wiewohl letzterer eine prächtige Wasserleitung zum Geschenk machte; ferner Caracalla und des Germanicus und — nach einem furchtbaren Erdbeben in die neue Zeit — Jules Favres, Jaurès, Ampères, von Philibert Delorme und der schönen Madame Récamier. Im Jahre 1793 erhob sich Lyons gegen die Tyrannei der Jakobiner und wurde nach zweimonatlicher Belagerung von den Konventstruppen eingenommen. In diesem Jahrhundert kam es in der schönen Rhonestadt wiederholt zu Unruhen, — so 1831 — zu Unruhen, die stets einen sozialistischen Charakter aufwiesen und sich aus der bekannten Tatsache genügend erklären, daß Lyons der Mittelpunkt der berühmten Seidenindustrie ist und als solcher eine ganz ungeheure Zahl von Arbeitern beherbergt. Nebenbei zeichnet sich die Stadt durch ihre feinen Fleischwaren, vor allem durch ihre weit über die Grenzen Frankreichs in Gumpapier verschickten Würste aus und beschäftigt also auch in diesem Gewerbe viel Hände, die unter Umständen ebenfalls bereit sind, der Obrigkeit bewaffneten Widerstand entgegenzusetzen.

Als der Krieg gegen Deutschland ausbrach, verwarf Lyons allein in der Seidenbranche 80.000 Arbeiter, von denen nur die Hälfte die Umgegend der Stadt bewohnte. Seitdem ist die Zahl etwas heruntergegangen, aber immerhin noch groß genug, um — im Falle von Arbeitsmangel, Arbeitsentlassungen und dementsprechendem allgemeinem Elend — eine erhebliche Gefahr für den bürgerlichen Frieden darzustellen. Es gibt in der That kaum ein Gewerbe, das dem Wechsel der Mode so unterworfen, von der allgemeinen Geschäftslage so abhängig wäre, wie das der kostspieligen Seide. Bald treffen die Bestellungen reichlich ein, bald bleiben sie ganz aus und fast jedesmal tritt eine Krise ein, sei es durch Arbeitsentlassungen und Forderung von Lohn-erhöhungen, sei es durch massenhafte Arbeiterentlassungen.

Die Kunst der Seidenweberei, der sich später die Anfertigung von echtem Sammet und kostbarem Tüll zugesellte, erlernten die Lyoner im fünfzehnten Jahrhundert von den Italienern. Die Lyoner Seide zeichnet sich durch ihre leuchtende Farbe, die Feinheit und Dauerhaftigkeit der Gewebe und ihre geschmackvollen Muster aus. Die französischen Könige unterstützten fast durchweg das Seidengewerbe und schnell beurteilte man den Reichtum der Stadt nach der Zahl der Webstühle, die übrigens keineswegs in gerader Linie aufsteigt, sondern in den verschiedenen Jahrhunderten hin und wider schwankt. Heute hat Lyons, das lange Zeiten hindurch Amerika, England und die übrigen Staaten mit seiner schönen, aber überaus teuren Ware fast ausschließlich versorgte, von dem Wettbewerb vor allem Deutschlands sehr zu leiden. Der mechanische Webstuhl und daneben auch die französische Färberei — auf die hier eingegangen uns zu weit führen würde — werden früher oder später den völligen Niedergang der Lyoner Industrie herbeiführen oder diese doch jedenfalls ihrer Eigenart berauben.

Einen irgendwie maßgebenden politischen Einfluß üben die unter der Pariser Tyrannei stehenden französischen Provinzialstädte bekanntlich nicht aus. Auf dem Gebiet des geistigen Lebens ist jene Zentralisation in noch viel verhängnisvollerer Weise durchgeführt; die Kunst, die Wissenschaft sind so sehr am Pariser Gängelbande, daß man sich in Lyons ein kritisches Urteil irgendwelcher Art kaum anmaßt, und zwar vielleicht noch weniger, als in dem auf seine Unabhängigkeit etwas stolzeren Marseille. Man muß nach der Weltstadt gehen, um ein berühmter Mann zu werden, und nur dort erhält ein Kunstwerk seine Weihe. So erklärt es sich, daß Lyons zwar, wie unser Bild zeigt, ein schönes Theatergebäude (8), aber kein Theater im höheren Sinne des Wortes besitzt. Man gibt dort eben lediglich die Pariser Jugstüde, und damit ist es abgemacht.

Alles das gestattet Lyons freilich doch, nicht nur eine wunder-  
bor schön gelegene, sondern auch sehr schöne Stadt zu sein. Der Reichtum liegt ja zwar auch die Zentralisation, aber er ver-  
schmälert auch nicht die kleineren Zentren, in denen die Schätze  
der Provinz, in unserem Falle die von ganz Ostfrankreich und  
dem sonnigen, fruchtbaren Mittelfrankreich zusammenströmen.  
Einzelne Stadtteile von Lyons, besonders die auf der Landzunge  
zwischen der breiten, reichenden Rhone und der Saône gelegenen,  
sind von einer Eleganz, welche den Vergleich mit Paris oder  
mit der Wiener Ringstraße nicht zu scheuen braucht. Ein Blick  
auf unsere Abbildung, welche die Rue de la République dar-  
stellt (5) — und andere Straßen sind ihr ebenbürtig — ein Blick  
auf den Bellecourplatz (3) und das stattliche Viergegebäude (11)  
erweist dies zur Genüge. Und es gibt in Lyons nicht nur  
Prachtstraßen, Prachthäuser in Halle und Fülle, sondern auch  
Prachtgärten. Vor diesen herrlich breiten, asphaltierten Bürgersteige  
und ein Volkstreiben, dessen überschäumende, heitere Lebenskraft  
bereits fast an Marseille mit seiner lebhaft gikulisierenden,  
schwärmenden und flunkenden provencalischen Bevölkerung erinnert.  
Die Cafés sind glänzend und deren überreicher Besuch läßt  
sich nur mit dem der Pariser Boulevardcafés vergleichen. Der  
gewaltigen Industrie der Stadt entspricht die Fülle der Last-  
wagen, welche den unzähligen Equipagen der Rue de Lyons und  
der Rue Centrale insofern immerhin noch genügend Spielraum  
lassen. Auf den beiden Flüssen, welche die Stadt durchschneiden,  
um sich erst im Süden derselben zu vereinigen, wimmelt es von

Rähnen, Yacht- und Dampfschiffen, die, wenn es ihnen beliebt,  
in kurzer Frist unter zweihundertzwanzig Brücken hindurchfahren  
können. Abbildung 6 zeigt eine derselben zugleich mit den statt-  
lichen Rhonestais.

Die Place Terreaux (2) mit ihrer Fontäne und dem im  
französischen Renaissancestil aufgeführten Stadthaus, sowie der  
schon erwähnte mächtige Bellecourplatz mit dem Reiterstandbild  
des Sonnenkönigs und mit dem Blick auf die hochgelegene Notre-  
Dame de Fourvières, das Ziel zahlloser Wallfahrten, und auf  
das berühmte, terrassenförmig aufsteigende, von einem Fort über-  
höhte Viertel „Croix rouge“ wären eine Fülle jealicher Welt-  
stadt. Das gilt auch für die aus dem vierzehnten Jahrhundert  
stammende Saint-Vincentkirche (10) mit ihrem felsen-  
geschmückten, eigenartigen Portal und vor allem für die Kathedrale  
Saint-Jean, in welcher der Primas von Gallien pontifiziert und  
nicht weniger als sechzehn Konzilien abgehalten wurden.

Was Nordau vergleicht in seinen anregenden Kulturstudien:  
„Vom Kremlin zur Alhambra“, Lyons seiner ausgeführten Natur-  
schönheiten wegen mit Edinburgh, der alten schottischen Königsstadt.  
„Lyons ist eine der wenigen Städte“, so fährt er fort, „welche  
die Landschaft nicht zu zerstören vermocht haben und in denen  
unter der Decke gleichförmiger Straßen und kahler Häuser noch  
der anmutige Wechsel von Berg und Thal und Fluß und Wald  
hervorblüht.“ Unsere Uebersichtsbilder, sowie die Abbildungen 9  
und 7, den Park der Tête-d'Or und die Insel Parbe darstellend,  
vor allem die inmitten von Gärten und Ueberresten römischer  
Villenbauten und Grabsteinen gelegene Notre-Dame de Four-  
vières erweisen die Richtigkeit seiner Bemerkung. Und welche  
eine herrliche Aussicht von dem genannten Wallfahrtsort! „Vom  
Gipfel des Berges“, so schreibt Nordau, „überhaupt der trankene  
Blick einen unendlich weiten Horizont, dessen Rahmen eines der  
schönsten Bilder des schönen Frankreichs einschließt. Uns zu Füßen  
die große Stadt mit ihren schnurgeraden Straßen und weiten  
Plätzen; die beiden Flüsse, die sich silbern durch lachende Thäler  
schlingeln und mit zahlreichen Inselchen wie Smaragden besetzt  
sind. Im Norden das abwechselungsreiche Hügel- und Berg-  
land; im Westen und Süden die schroffen Rämme und Gipfel  
des Ardèche und im Nordosten die blauen, verschmommenen Um-  
risse des Jura; weit, weit im Osten, aber dem Blick noch bequem  
erreichbar, die ganze große Alpenwelt mit blinkenden Schnee-  
feldern und leuchtenden Gletschern und dem königlichen Mont-  
blanc, auf dessen alles überragendem Haupte die Wolken im  
Vorüberziehen ruhen.“

## Familienbild aus dem vorigen Jahrhundert.

(Bild S. 432.)

Das Familiengemälde aus dem vorigen Jahrhundert, welches  
wir als ein ungemein ansprechendes und charakteristisches Bild  
unseren Lesern in guter Holzschnittwiedergabe vorführen, ist eines  
der bekanntesten Porträts des berühmten englischen Malers Sir  
Joshua Reynolds, geboren im Jahre 1723 zu Devonshire.  
Seine Werke zeichnen sich weniger durch getreue Darstellung der  
Natur als durch Idealisierung derselben aus; sein Pinsel schmei-  
chelte denen, welche er malte. Auf Reynolds' Vorschlag wurden  
die Kunstausstellungen in London errichtet und einstimmig wurde  
er für die 1765 gestiftete Akademie zum Präsidenten er-  
wählt. Nachdem der Künstler ein Jahr zuvor erblindet, starb  
er, tief betrübt, am 23. Februar 1792.

## Die Jerichoebene.

(Bild S. 435.)

Wer, ein Pilger zu den Stätten des heiligen Landes, von  
Jerusalem aufgebrochen, gen Jericho zu ziehen, erklimmt nach  
etwa vier Stunden einen weisshimmernden Felsenpaß neben dem  
die Ruinen eines Rhans oder Kastells sich befinden. Auf der  
Höhe angelangt, blickt er links und rechts in ein tiefes Flußthal  
hinab, an dessen schroffen Wänden rötlichgraues Gestein band-  
artig zu Tage tritt und in dessen Grunde, von hohem Schilf  
und allerlei Buschwerk umgrünt, die kleinen Wasserfälle eines  
Baches rauschen. Vor dem Reisenden erscheint die fahlgelbe,  
breite, unwirtliche Tiefebene, durchschlängelt von dem Bach,  
dessen Lauf ein dunkles Geblüß bezeichnet. Die Reste einer  
Brücke oder Wasserleitung, ein dicker Turm und ein kleiner Hain  
von Feigenbäumen deuten Jericho, ein grünlicher Streif von  
Baumschlag weiter im Osten den Jordan an.

Das heutige Rika oder New-Jericho ist ein ärmliches Dorf  
von etwa zwanzig niedrigen, mit Schilf gedeckten Steinhütten,  
voll Schmutz und üblen Geruchs, zerlumpten Volks und halt-  
verhungerten Hunde. Einst stand umweit von hier eine blühende  
Handelsstadt, Alt-Jericho, die Herodes mit prachtvollen Gebäuden  
schmückte und von der Josefus sagt, sie sei die reichste von Judäa  
gewesen. Diese Stadt der Herodianer ist es, welche im „Neuen  
Testament“ erwähnt wird; Jesus berührte sie auf seiner letzten  
Reise nach Jerusalem. Das älteste Jericho, die kanaanitische Stadt,  
welche nach Josua Kap. 4 von den Israeliten erobert wurde,  
muß an anderer Stelle, unmittelbar am Fuß des Gebirges ge-  
legen haben, sonst hätte Rahab die Kundschafter Josuas nicht  
auffordern können, von der Stadtmauer sich vor den Nachstel-  
lungen in die Berge zu retten.

So gehört der Name Jericho drei verschiedenen Orten an,  
welche nicht einmal ihre Lage, geschweige denn die Zeit mitein-  
ander gemein haben; von den prächtigen Bauwerken und An-  
lagen der alten Städte hat sich nur wenig mehr erhalten, und  
der Pilger, der vom Berg in die Ebene hinabsteigt, kann leicht  
über die einstigen Stätten dahinschlendern, ohne die geringsten  
Reste ehemaliger Herrlichkeit zu bemerken.

## Ein Hagarssohn.

Eine Geschichte aus unserer Zeit

von

Salz Gaine.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Wieder wurde an die Hausthüre geklopft, wieder  
und wieder in immer rascherer Folge.  
„Ich komme schon, ich komme schon!“ rief  
die Wirtin vom obern Stockwerk herunter. Sie  
ließ die Treppe hinab, so schnell, als ihre steifen  
Glieder es erlaubten, aber das Klopfen wiederholte sich.  
„Ach du liebe Zeit, wer ist denn da?“

„Zum Teufel, rührt Eure Knochen und laßt mich ein!“  
Die Thüre flog auf infolge des Druckes von außen.  
Paul Drayton trat ein, geisterbleich, mit Schweiß bedeckt,  
schwer und hastig atmend. Sein Hals war bloß, sein  
Hemdtragen zur Seite gezogen, der Kragen seines Fries-  
rockes abgerissen, so daß das rote Flanellfutter heraus-  
sah. Jetzt war er nüchtern.

„Wo ist er?“ rief er mit einem Fluch.  
„Ich bin hier“, sagte Hugo, indem er am Schenktisch  
vorbei in das Zimmer zur Rechten ging, mit der Kerze  
in der Hand.

Drayton folgte ihm eilig.  
„Komme ich rechtzeitig?“ leuchtete er.  
„Natürlich!“ erwiderte Hugo mit einem trockenen  
Lachen.

„Ich fürchtete, es möchte zu spät sein!“  
„Natürlich!“  
„Ich rannte den ganzen Weg her!“  
„Natürlich rannten Sie!“

„Was haben Sie zu lachen und zu spotten über mich?“  
knurrte Drayton mit einem neuen Fluch.

Hugo gab seine scherzhafte, spöttische Weise auf und  
deutete, ohne ein Wort zu sagen, auf den zerrissenen Rock  
und den verschobenen Hemdtragen.

Drayton sah im Lichte der Kerze an sich selbst herab.  
„Ich lief über das Feld, um den Weg abzuschneiden,  
und geriet in ein Dornengebüsch“, sagte er mit unsicherer  
Stimme.

„Unfönn! Lassen Sie das“, sagte Hugo. „Dazu ist  
jetzt keine Zeit. Sehen Sie, Drayton, ich spreche immer  
gerade heraus. Versuchen Sie bei mir nicht solche Winkel-  
züge und Ausreden. Damit ist's nichts — wie Sie zu  
sagen lieben. Wollen Sie wissen, wo das fehlende Stück  
von Ihrem Rock jetzt ist? Es ist in den Händen der  
Polizei.“

Drayton machte eine unsichere Bewegung mit einem  
raschen Seitenblick. Er konnte sich nicht darüber täuschen,  
was er in Hugos Gesicht las.

„Ich habe meine eigenen Gedanken darüber, wie Ihnen  
dieser Zufall zugestossen ist“, sagte Hugo.

Drayton zuckte zusammen.  
„Nun, zum Teufel auch, das zeigt, wer Sie selbst  
sind. Zeigt mir den Mann, der immer andere im Ver-  
dacht hat, daß sie stehlen, und — ich werde Ihnen einen  
Dieb zeigen! Sie haben mich im Verdacht, nicht wahr?  
Jetzt kenne ich Sie!“

„Unfönn!“ sagte Hugo ungeduldig. „Im Betreff eines  
gewissen Verbrechens habe ich Sie nicht in Verdacht bloß  
— ich sah, wie Sie es begingen. Ist Ihnen das genug?“  
Drayton schwieg.

„Sie werden mit der Dame zum Bahnhof gehen.  
Der Herr geht mit mir nach London. Sie kommen übri-  
gens nun doch hieher, obgleich meine erste Vermutung  
auf Irrtum beruhte.“

„Ich nehme die zwanzig!“ murmelte Drayton.  
„Ah, jetzt wollen Sie? Darüber werden wir nachher  
sprechen.“

Drayton schien für einen Augenblick total den Kopf  
verloren zu haben. Dann erhob er sein verstörtes Ge-  
sicht und grinst. Hugo verstand ihn sofort.

„Machen Sie keine Streiche, das sage ich Ihnen,  
nichts von eigener Erfindung! Wenn Sie die Dame nicht  
in den Zug bringen — in den richtigen Zug — und um  
halb ein Uhr wieder hier sind, werden Sie morgen Ihre  
Bekannschaft mit dem Polizeigericht erneuern!“

Drayton erhob seinen Blick langsam bis zu Hugos  
Gesicht und ließ ihn dann plötzlich sinken.

„Wenn ich gepackt werde, könnte es 'was Lebensläng-  
liches geben“, murmelte er, seinen zerrissenen Rock betrach-  
tend. „Ich muß einen andern Mittel anziehen“, sagte er.  
„Nein!“

„Sie wird den Riß sehen.“  
„Um so besser!“

„Auch die Leute auf dem Bahnhof werden ihn sehen!“  
„Was schadet das? Sie werden dort als Paul Riffon  
sein, nicht als Paul Drayton.“

Drayton ließ ein beifälliges, spöttisches Lachen hören.  
„Still!“

„Nan hörte die Räder eines Gefährtes auf der Straße  
sich nähern.“



Kronprinz Rudolf auf der Otternjagd, 1887. Zeichnung von G. Sieben. (S. 428.)

„Da sind sie!“ sagte Hugo. „Halten Sie sich beiseite, damit man Sie nicht bemerkt, wenn Ihnen Ihre Freiheit lieb ist. Hören Sie? Nehmen Sie sich in acht, daß er Sie nicht sieht und daß auch sie Sie nicht erblickt, bis er abgefahren ist.“

Drayton ging in höchster Erregung im Zimmer umher.

„Hier ist das Buffetschiebfenster,“ sagte er, „ich will es hinausschieben, um einen Zoll nur.“

„Nicht um einen halben Zoll,“ sagte Hugo und blies die Kerze aus.

Dann nahm er den Schlüssel aus der Innenseite des Schlosses und steckte ihn von außen ein.

„Was! Soll ich in meinem eigenen Haus ein Gefangener sein?“ sagte Drayton.

„Ich werde den Schlüssel draußen vor das Schiebfenster legen. Wenn Sie hören, daß sich die Thüre hinter uns schließt, so öffnen Sie sich den Ausweg, nicht einen Augenblick früher!“

Draußen hielt ein Wagen. Man hörte den Kutscher vom Bock springen. Dann wurde an die Thüre geklopft.

Hugo kam nochmals zu Drayton zurück und flüsterte ihm zu:

„Dies ist der Mann, der Sie zu fassen versucht hat — halten Sie sich bereit.“

„Hier herein, hier herein, meine Dame! Wir wußten, daß Sie kommen, deshalb unterhielten wir ein hübsches, gutes Feuerchen im Zimmer. Hierher, übersehen Sie nicht diese Stufe — ja, es ist etwas dunkel, aber rein — sehr rein, mein Herr, ja wohl! Und da innen ist auch ein Licht!“

Paul und Greta folgten der Wirtin durch das dunkle Wirtszimmer.

„Wir werden unsern Weg schon finden, meine gute Frau! Und wie traulich ist es hier! Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen. Und — gewiß haben wir Sie überrascht. Oder sagten Sie, daß Sie jemand erwarteten? Ah, ich sehe!“



Familienbild aus dem vorigen Jahrhundert. Gemälde von J. Reynolds. (S. 433.)

Frau Drayton schlich mit bleichem Gesicht aus dem Zimmer, indem sie erregt an ihrer Schürze zupfte. Als

sie den Schenktisch erreicht hatte, zitterte sie vom Kopf bis zu den Füßen.

„Ich glaube nicht an Geister, aber wenn ich daran glaubte und mich vor ihnen fürchtete, so wäre es kein Wunder! Ach, du mein Himmel! Wer sagte doch neulich, daß unser Paul jemand sehr ähnlich sehe? Und hier ist jemand, der unserem Paul so ähnlich sieht, wie ein Bierkrug dem andern, nur ist er noch etwas schlanker vielleicht!“

„Was hat denn die alte Frau so in Aufregung gebracht?“ fragte Greta leise.

Paul lachte. „Ja, es ist sonderbar, aber wir können uns jetzt nicht darum bekümmern. Welches Glück, daß wir mit heiler Haut und gesunden Gliedern davongekommen sind!“

„Eine schreckliche Nacht, ich werde sie mein Leben lang niemals vergessen!“ sagte Greta und bedeckte ihr Gesicht.

Paul schritt zur Thüre. Der Kutscher brachte das Gepäck herein.

„Lassen Sie das Gepäck im Wirtszimmer liegen, Kutscher — so — so ist's gut. Hier ist Ihr Trinkgeld. Aber sieh da, ist es denn möglich? Wer ist denn da? — Hugo?“

Hugo trat ruhig und lächelnd ins Zimmer, reichte Greta und dann seinem Bruder die Hand.

„Ich kam, um euch hier zu begrüßen,“ sagte er als Antwort auf den fragenden Blick.

„Nun, das ist sehr liebenswürdig. Du hast jedenfalls schon von dem Unglück erfahren? Wie fandest Du uns hier?“

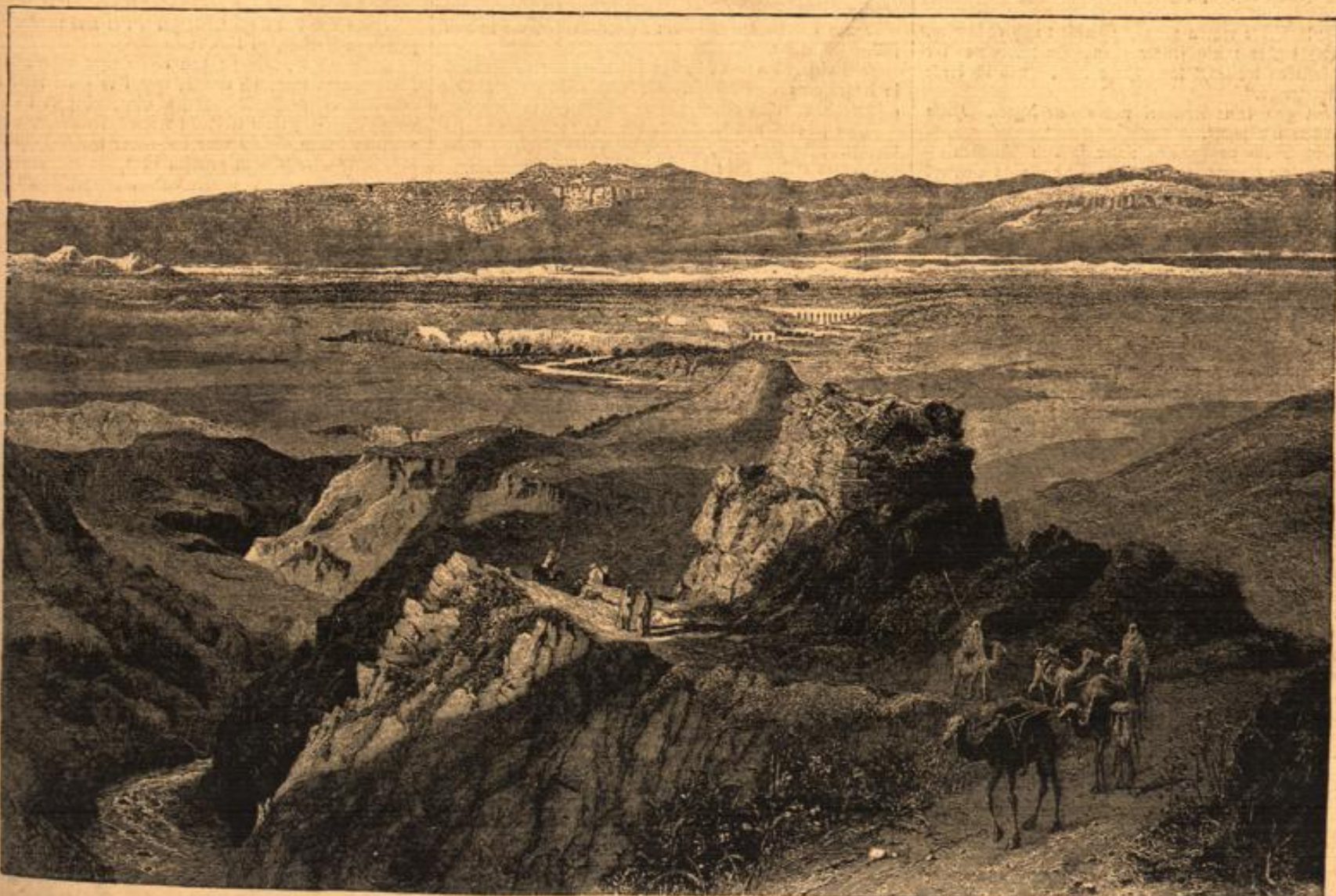
„Ich hörte auf dem Bahnhof, daß eine Dame und ein Herr sich nach dem ‚Falken‘ begeben hätten.“

„Und Du folgtest uns? Wirklich, Hugo, ich muß sagen, das war sehr brüderlich von Dir! Nicht wahr, Greta?“

„Ja, mein Lieber,“ sagte Greta leise mit zitternder Stimme.

Paul bemerkte ihre Aufregung.

„Mein armes Kind, Du bist noch ganz erschüttert, und das ist kein Wunder! Du mußt Dich jetzt zur Ruhe



Die Jerichoebene von Westen. (S. 433.)

begeben. Hugo, Du wirst sie entschuldigen — es war eine entsetzliche Scene! Unser neues Leben beginnt mit einer großen Aufregung für Dich, Greta, aber laß Dich dies nicht beunruhigen, das bedeutet nur, daß schöne Tage vor uns sind!"

Paul schritt wieder zur Thür und rief Frau Drayton. "Meine gute Wirtin, führen Sie meine Frau auf ihr Zimmer."

Die Wirtin stotterte: "Zimmer? — Zimmer? Der Herr sagte nichts."

"Bringen Sie die Dame auf Ihr bestes Fremdenzimmer oben," sagte Hugo mit einem bedeutsamen Blick.

Greta ging, ihr Schritt war langsam und unsicher.

"Willst Du mir nicht 'gute Nacht' sagen, Greta?" sagte Hugo.

"Gute Nacht!" sagte sie so leise, daß es kaum zu hören war. Die Brüder sahen ihr nach.

"Gott segne sie!" sagte Paul mit Innigkeit. "Ihre künftigen Tage sollen heller sein, wenn es in meiner Nacht steht!"

Hugo schloß die Thür.

"Paul," sagte er, "Ihr beide, Du und Deine Frau, dürft euch niemals wieder sehen."

Paul Mißton wurde erst rot und dann aschfahl. Kaum merklich zitterten seine Augenlider, dann lachte er laut auf und wurde plötzlich wieder ernst.

"Was meinst Du damit?" fragte er mit unruhigem Blick.

"Nimm Platz und höre mich an," sagte Hugo, indem er sich niedersetzte und den Schürhaken ergriff, um das Feuer anzufachen.

"Schnell, sage mir, was es ist!" sagte Paul.

"Paul, erhebe Dich nicht, wir sind beide heißblütige Menschen."

Sein Auge beobachtete den Bruder mit durchdringendem Blick.

"Starre mich nicht so an," sagte Paul, "versuche nicht, mich zu erschrecken oder einzuschüchtern, sprich gerade heraus und rasch."

"Aber bleibe ruhig," sagte Hugo.

"Ah, Du führst mich blindlings an den Rand eines Abgrunds und sagst mir: 'Sei ruhig!'"

"Du irrst Dich; ich finde Dich daselbst und nehme die Binde von Deinen Augen!"

"Schnell, was ist es? Noch einen Augenblick länger und ich schreie laut auf!"

Hugo erhob sich.

"Paul, sagtest Du Greta, daß sie einen unehelichen Sohn heiraten soll?"

Mit einem Angstblick sank Paul in seinen Stuhl zurück, stumm und zitternd.

"Hast Du es ihr gesagt?" wiederholte Hugo mit tiefem Ernst.

Pauls Blicke waren zur Erde gerichtet und er schwieg.

"Ich dachte mir's früher schon, Du würdest es ihr nicht gestehen wollen," sagte Hugo kühl, "und ich denke noch immer so."

Paul gab keine Antwort und atmete schwer. Hugo beobachtete ihn scharf.

"Ein Weib zu heiraten unter falschen Angaben — handelt es sich um einen ehrenwerthen Mann? Ist das nicht Betrug? Renne es, wie Du willst."

Paul richtete sich auf. Seine Lippen waren geschlossen, er lächelte.

"Ist das alles?" fragte er.

"Warum sagtest Du es ihr nicht?" fragte Hugo.

"Weil ich geschworen hatte, es niemand zu sagen — Du wirst dieses Geheimnis ja durchschauen, wie Du das andere durchschaut hast."

"Sage lieber, weil Du es nicht wagtest, weil sie nie Dein Weib geworden wäre, wenn Du es ihr gesagt hättest!"

"Das wollen wir sehen. Meine eigenen Lippen sind geschlossen, aber die Deinigen sind frei; Du sollst das Gedächtnis unseres Vaters bestücken und die Ehre unserer Mutter besudeln, Du sollst mich demütigen und mir die Liebe meines Weibes rauben — wenn Du willst und kannst?"

Nach diesen Worten trat Paul heftig zur Thür, öffnete sie und rief hinaus: "Greta, Greta!"

Hugo folgte ihm und hielt seinen Arm. "Was thust Du?" flüsterte er heiser, "sei ruhig, sage ich Dir, sei ruhig!"

Paul wandte sich um.

"Du sagst, ich fürchte mich, es ihr zu sagen, Du wirst mir vor, sie durch Betrug dazu verlockt zu haben, mich zu heiraten. Das sollst Du ihr selbst sagen, hier auf dieser Stelle und in diesem Augenblick und vor meinen Augen!"

"Komme herein und schließe die Thüre," sagte Hugo.

"Es wird nichts Gutes daraus entstehen, eher Schlimmes wohl, aber gleichviel, Du sollst es ihr sagen, ich fordere Dich heraus, es ihr zu sagen!"

"Komme herein und höre mich an," sagte Hugo finster.

Er trat zwischen Paul und die Thür und schloß sie.

"Wir haben noch an anderes zu denken als an Greta, — hast Du mir nichts zu sagen?"

Pauls Ungeßüm kühlte sich plötzlich ab. "Ich habe dafür gesorgt, Dich schadlos zu halten," sagte er leise, indem er in einen Stuhl sank.

"Schadlos zu halten?"

"Schadlos zu halten?"

Hugo lachte bitter.

"Wenn Du nach Hause zurück kommst, wirst Du sehen," sagte Paul mit niedergeschlagenen Augen.

"Du meinst das Dokument? Ich habe schon davon gehört," bemerkte Hugo und ein kaltes Lächeln spielte um seine geschlossenen Lippen.

"Das war alles, was mir zu thun übrig blieb," sagte Paul beinahe flüsternd. Sein Stolz war gedemüthigt und sein herausfordernder Ton verschwunden.

"Paul, Du hast mir mein Erbteil geraubt, mit Bewußtsein und mit Absicht. Du hast meinen Platz eingenommen und stichst noch immer auf demselben und als Entschädigung hinterläßt Du mir Dein erbärmliches Dokument."

Hugo runzelte finster die Stirne.

"Entschädigung, schämst Du Dich nicht über solchen Spott, welche Entschädigung gibt es für ein Unrecht wie dieses?"

"Ich that es in bester Absicht, Gott weiß es," sagte Paul und sein Kopf fiel auf den Tisch.

Hugo stand neben ihm, bleich und mit verhaltenem Zorn.

"War es 'beste Absicht', meinen Platz einzunehmen, bis es nicht länger der Mühe wert war, ihn zu behalten, und dann mit einem leeren Schein von Großmuth ihn aufzugeben? Ein Dokument, eine Vollmacht! Welches Recht hast Du, zu erwarten, daß ich etwas der Art von Dir annehmen werde? Mein Eigentum zurückzunehmen von dem Mann, der es mir geraubt hat und es auf meinen Knien zu empfangen! Es als ein Geschenk anzunehmen, wobei der Edelmut auf Deiner Seite und die Demüthigung der Annahme auf meiner Seite ist!"

"Ich war hilflos," sagte Paul, "ich konnte nicht anders."

"Verstehe doch Deine gesetzliche Stellung, Du bist Deiner Mutter unehelicher Sohn!"

"Ich that es, um ihre Ehre zu schützen!"

"Du meinst, um ihre Schande zu verbergen!"

"Wie Du willst, ich war hilflos, ich konnte nicht anders, ich that es in bester Absicht!"

Hugos Gesicht wurde noch finsterner. "War es die 'beste Absicht', ein meineidiger Lügner zu sein?" sagte er.

Paul gab keine Antwort.

"War es 'beste Absicht', ein Dieb zu sein?"

Paul sprang auf.

"Gott, gib mir Geduld!" murmelte er.

"War es 'beste Absicht', ein Betrüger zu sein?"

"Halt ein, um Gottes willen, halt ein!"

"War es die 'beste Absicht', eine lebendige Lüge zu sein? Und alles der Ehre wegen, wirklich! — Liegt die Ehre in Meineid und Raub?"

Paul ging schweigend im Zimmer auf und ab mit aschfahlem, verzerrtem Gesicht. "Hugo, ich habe schon zu viel Unrecht gethan," sagte er mit gebrochener Stimme, "treibe mich nicht dazu, noch mehr zu thun, ich bitte Dich!"

Hugo lachte spöttisch — ein kleiner Triller, der in dem stillen Zimmer widerhallte.

Bei diesem herzlosen Lachen schien sich Pauls Inneres in Entrüstung aufzulehnen. Er war nicht mehr niedergeschlagen, er erhob den Kopf und richtete sich in die Höhe.

"So sei es," und die Wolke der Angst wich von seinem Gesicht. "Ich sage Dir, nur um den guten Namen unserer Mutter zu retten, habe ich eingewilligt, so zu handeln."

"Eingewilligt!" sagte Hugo.

"Du glaubst mir nicht? Gut, mag es sein — Du sagst, die Entschädigung, die ich Dir bot, sei Spott. Gut, sagen wir, es sei so. Du sagst, ich habe Deinen Platz eingenommen, bis es sich nicht länger lohnte, ihn zu behalten, Du meinst, ich habe Dein Gut überschuldet. Das ist nicht wahr, und Du weißt, daß es nicht wahr ist. Das Land ist verpfändet und Du hast selbst das Geld dafür empfangen."

"Und wer hätte ein besseres Recht daran?" sagte Hugo und lachte wieder.

Paul machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, er schloß den Zorn hinter, der in ihm aufstieg.

"Du hast mir das Leben eines Verdammten bereitet, Du weißt wohl, welchen bitteren Kelch Du mir zu trinken botest. Während ich vor der Welt als meines Vaters Erbe dastand, hast Du die Erbschaft aufgezehrt. Während Haus und Hof mein zu sein schienen, war ich nicht mehr als eine Null darin. Ich hatte den Schatten und Du das Gut, Du hast mich Zoll für Zoll unterminirt."

"Und inzwischen war ich so verschwiegen wie das Grab," sagte Hugo und lachte wieder spöttisch.

"Gott weiß, welchen Zweck Du hast — Du thust nichts ohne Zweck. Aber ich habe nicht allein gelitten. Glaubst Du, daß alles das unter der Mutter Augen vorging, ohne daß sie es gewahr wurde?"

Hugo verließ seinen spöttischen Ton und Pauls Gesicht nahm einen feierlichen Ausdruck an.

"Als der Vater starb, mußte entweder ihre Ehre oder die meinige mit ihm sterben. Das war das Vermächtnis seiner Sündenschuld. Ich zögerte nicht, aber seit dieser Stunde hat sie sich abgegrämt."

"Ist das meine Schuld?" fragte Hugo.

"Der Himmel weiß es und der Himmel wird zwischen uns richten!" sagte Paul. "Sie konnte es nicht länger ertragen." Mit zitternder Stimme setzte Paul hinzu:

"Sie hat das Haus verlassen."

Ein Schweigen trat ein, als ob ein Engel auf seinen Schwingen vorübergeschwebt wäre.

"Ich weiß es," sagte Hugo kühl, "sie hat den Schleier genommen, ich habe sie gesehen."

Paul blickte auf.

"Sie ist in dem katholischen Kloster in Westminster," sagte Hugo.

Pauls Gesicht zuckte.

"Glender, wie glücklich konnte sie sein ohne Deine Schuld!"

"Du irrst Dich," sagte Hugo, "es kommt von ihrer eigenen Mißthat her und von der Deinigen!"

Paul machte mit erhobener Hand einige Schritte auf seinen Bruder zu.

"Kein Wort mehr davon!" sagte er mit leiser, aber entschlossener Stimme.

"Wie konnte sie glücklich sein mit belastetem Gewissen; sie hatte einen Betrüger an die Stelle von meines Vaters Erben gesetzt," sagte Hugo.

"Sie hatte Deines Vaters erstgeborenen Sohn an diese Stelle gesetzt," sagte Paul.

"Das ist falsch; sage lieber ihren Bastard mit einem andern Mann."

Schweigend und schreckensbleich stand Paul da, mit dem Ausdruck einer so entsetzlichen Seelenangst, daß für einen Augenblick sogar Hugo sich davon erschüttert fühlte.

"Weiter!" sagte er heiser und ließ sich auf seinen Stuhl nieder.

"Deine Mutter war früher einmal verheiratet," sagte Hugo, "und diese Heirat wurde annullirt, sie war ungültig. Aus dieser Verbindung kam ein Kind zur Welt."

Paul erhob den Kopf: "Das glaube ich nicht!"

"Es ist wahr und Du mußt es glauben!"

Pauls Herz schnürte sich zusammen.

"Dein Vater heiratete nochmals und hatte eine Tochter, Deine Mutter heiratete auch nochmals und hatte einen Sohn. Deines Vaters Tochter ist noch am Leben. Soll ich Dir sagen, wer sie ist? Sie ist Dein Weib, die Frau, welche Du heute geheiratet hast."

Paul sprang auf.

"Das ist eine Lüge!" schrie er.

"Sieh selbst," sagte Hugo, nahm drei Papiere aus der Tasche und warf sie auf den Tisch. Es waren die Abschriften der Urkunden, welche ihm Borne gebracht hatte.

Paul erhob sich mit irren, unstäten Blicken, fiel wieder in seinen Stuhl zurück, ließ den Kopf auf den Tisch fallen und stöhnte:

"O Gott, kann das wahr sein?"

"Als Deine Mutter Dir sagte, Du seiest ein unehelicher Sohn, unterließ sie es, Dir zu sagen, wer Dein Vater war. Das war natürlich von ihrer Seite, aber grausam gegen Dich; ich wußte die Wahrheit schon lange."

"Dann bist Du ein vollendeter Schurke!" rief Paul.

Hugo hob den Kopf leicht zur Seite und machte einen schwachen Versuch, zu lächeln.

"Ich wußte, wie sie von einem zum andern Mann übergegangen war, ich wußte, was ihre Ehre wert war, und dennoch schwieg ich. Ich schwieg, obgleich ich durch mein Schweigen mein Erbrecht verlor! Nun sage, welcher von uns beiden — Du oder ich — der wahre Hüter von unserer Mutter Namen gewesen ist!"

Paul richtete sich wieder auf, niedergeschlagen, vernichtet, an allen Gliedern zitternd.

"Mensch, Mensch, zerreiße mir nicht das Herz, nimm Deine Worte zurück, habe Erbarmen, gestehe, daß es eine Lüge ist, eine schwarze, niederträchtige Lüge! Denke an das Entsetzen, an den Schrecken, den Du damit hervorruft, denke daran und habe Erbarmen!"

"Es ist wahr!"

Paul fiel auf die Kniee und ergriff seinen Bruder am Arm:

"Hugo, Hugo, mein Bruder, gestehe, daß es falsch ist, lasse nicht mein Fleisch sich im Schrecken verzehren, mache nicht, daß ich die Toten beneide, welche im Frieden in ihren Gräbern liegen. Habe Mitleid mit ihr, wenn Du für mich kein Erbarmen mehr hast!"

"Ich wollte Dich von einer schrecklichen Sünde abhalten!"

Paul sprang auf die Kniee.

"Jetzt weiß ich, daß es eine Lüge ist!" sagte er und alle die demüthige Niedergeschlagenheit war in einem Augenblick verschwunden.

Hugos Gesicht röthete sich.

"Hier erhebt sich eine Stimme," sagte Paul, den Kopf aufwerfend und auf seine Brust schlagend, "welche mir sagt, daß Du lügst!"

Mit kühlem Lächeln gewann Hugo seine Selbstbeherrschung wieder.

"Die Mutter wußte alles!" fuhr Paul fort. "Wenn Greta meine Halbschwester wäre, würde sie dann ruhig Zeugin unserer Liebe geblieben sein?"

Hugo machte eine verneinende Handbewegung.

"Die Mutter war ebenso in Unwissenheit von eurer nahen Verwandtschaft als Du selbst. Robert Lothar war gestorben, ehe sie in die Gegend kam, die Ueberlebenden wußten nichts von einander, das Geheimnis dieser früheren unglücklichen Heirat war mit ihm begraben."

"Das Schicksal selbst würde es verhindert haben, denn

das Schicksal bahnt selbst seine Wege und lenkt sie mit Weisheit," sagte Paul.

"Ja, das Schicksal bahnt sie jetzt," sagte Hugo. "Auf diesen Punkt haben eure Lebensläufe geführt, hier begegnen sie sich und hier müssen sie sich trennen."

Pauls aschfahles Gesicht lächelte.

"Dann würde die Natur selbst es verhindern haben," sagte er. "Wenn dies wahr wäre, glaubst Du, wir würden es nicht erfahren haben, sie und ich, durch das natürliche Zurückschauern unserer Herzen? Wenn treue Herzen sich begegnen, so wird ihre Liebe geheiligt durch eine Stimme vom Himmel, welche sagt, daß sie gut sei. Keine Billigung von seiten der Welt oder ihrer Gesetze, kein irdisches Band ist ebenso stark. Unsere Herzen haben sich gefunden, das ihrige und das meinige, und die Natur selbst hat unsere Liebe gutgeheißen und geheiligt, und gegenüber diesem letzten und höchsten Schiedsrichter verlangst Du, ich soll diesen erbärmlichen Papieren glauben? — Weg damit!"

Pauls Augen glänzten, die Schatten waren aus seinem Gesicht verschwunden.

"Das ist sehr schön, ohne Zweifel," sagte Hugo, "aber ich warne Dich, zu fest darauf zu bauen!"

"Ich habe keine Furcht!" sagte Paul.

"Sieh Dich vor," sagte ich Dir, "diese flüchtigen Phantasien lassen eine Lücke offen, welche nur durch einige schlichte Thatfachen ausgefüllt werden kann. Ueberzeuge Dich selbst!"

"Das will ich, wenn es Gott so gefällt!"

"Du mußt meine Mitteilungen und diese Papiere anerkennen oder beides als falsch erweisen!"

"Ich werde sie als falsch erweisen!"

"Inzwischen aber sieh Dich vor. Lasse Deine Frau bis morgen hier zurück und gehe Du anderswohin!"

"Was!"

Pauls Zorn kochte über.

"Wenn Du Greta Unrecht gethan..."

"Ich habe ihr kein Unrecht gethan!" sagte Paul mit Heftigkeit.

"Ich sage Dir, wenn Du unrecht gegen sie gehandelt hast und Du wünschst die Möglichkeit zu behalten, dieses Unrecht wieder gut zu machen, so mußt Du thun, wie ich Dir gesagt!"

"Hugo!" rief Paul, in heller Wut aufspringend, "Du hast mich gequält und das Herz der Mutter gebrochen, Du hast mich aus der Heimat und sie aus der Welt getrieben, Du hast Dich zwischen mich und das Weib, das mich liebt, gedrängt, und jetzt, da mir nichts geblieben als die Liebe dieses Weibes, da ich als Fremder und mit leeren Händen in ein fremdes Land ziehe, willst Du auch diese von mir nehmen!"

"Ich wollte Dich von einer schrecklichen Sünde abhalten," sagte Hugo nochmals.

"Fort aus meinen Augen!" rief Paul mit heftiger Stimme, indem er seine zur Faust geballte Hand erhob.

"Nimm Dich in acht, ich sage Dir's!" entgegnete Hugo.

Paul sah gefährlich aus, seine Stirn war in böse Falten zusammengezogen, sein rascher Atem traf Hugos Gesicht.

"Gehe mir aus dem Wege, um des Himmels willen!" schrie er.

Doch mit zornerrötheter, schrecklicher Wucht fiel seine Faust nieder und schwer getroffen sank Hugo zur Erde.

In demselben Augenblick hatte Paul seinen Fuß erhoben, um ihn zu zertreten, aber er wankte zurück, entsetzt über sein Beginnen. Sein Gesicht war geisterbleich, seine Augen rot wie die Sonne, wenn sie durch Schneewolken scheint. Tiefes Schweigen folgte darauf, bis Paul, von einer Blut heftiger Empfindungen durchwogt, bang die Worte herausstieß:

"Stehe auf, stehe auf! Hugo, Hugo, stehe auf!"

Er eilte zur Thür und rief sie auf: "Zu Hilfe, zu Hilfe! Will niemand kommen?"

Die Wirtin befand sich im vordern Zimmer, einen Schritt weit entfernt, sie hatte hinter der Thür gestanden und zitternd gehorcht.

Im nächsten Augenblick kam Greta herunter und eilte an Pauls Seite.

Paul lehnte an der Wand, sein Gesicht mit den Händen bedeckt.

"Fort mit ihm," stöhnte er, "ehe ich den Tag verfluche, wo ich ihn gesehen habe!"

Hugo richtete sich langsam auf.

"Paul, was ist geschehen?" rief Greta.

"Fort mit ihm!"

Paul hielt noch immer die Augen bedeckt aus Abscheu vor dem, was er gethan hatte und was er versucht gewesen, weiter zu thun.

"Hugo, was ist denn vorgefallen?" rief Greta.

"Frage Deinen Mann," erwiderte Hugo mit bebendem Tone und eisiger Kälte, "und denke an diese Nacht, Du wirst sie nie vergessen, so lange Du lebst!" Dann verließ er das Zimmer.

Hugo ging nach dem Zimmer, das auf der andern Seite des Schenkstüchtes gelegen. Der Handgriff an der Thüre gab nicht nach, Drayton hielt ihn innen fest, wo er gebückt und horchend stand.

"Wer ist da?" flüsterte er, als Hugo die Thüre zu öffnen versuchte und dagegen drückte.

"Laßt mich ein!" sagte Hugo finster.

"Hat er Verdacht?" flüsterte Drayton, als sich die Thüre wieder schloß. "Folgte er mir nach? Zum Teufel, ich bin ihm gewachsen!" Und in der Dunkelheit des Zimmers in der erkalteten Asche des Herdes herumtastend ergriff er das Schüreisen.

"Unstinn," sagte Hugo leise, "legt das Ding beiseite, Mann!"

"Ist er mir nicht nachgefolgt? Glauben Sie, ich werde mich von ihm greifen lassen? Er mag nur kommen!"

Drayton ging durchs Zimmer mit schweren Schritten, unter welchen die Dielen krachten.

"Sprechen Sie leiser, Sie Dramarbas!" flüsterte Hugo heiser. "Er weiß nichts von Ihnen, er hat niemals etwas von Ihnen gehört, darum seien Sie ruhig!" In diesem Augenblick hörte man ein leises Klopfen an der Thüre.

"Wer ist da?" fragte Hugo.

"Ich bin's, Herr!" antwortete Frau Drayton mit hörbar leuchtendem Atem.

Hugo öffnete die Thüre und die Wirtin trat ein.

"Ach, du meine Güte, was fehlt dem Herrn? Bist Du es, da in der Dunkelheit, Paul? Ich bin so furchtsam, daß ich über alles zittern und beben muß — und der Herr ist Dir so ähnlich, ich habe nie so etwas gesehen!"

"Scht! — Hört auf mit Eurem Geschwätz! Was sagt er?" fragte Hugo.

"Der Herr? Er spricht und spricht und spricht: nichts und nichts und gar nichts werde ihn veranlassen, die Dame in dieser Nacht zu verlassen."

"Er wird noch auf andere Gedanken kommen!"

"Und wo soll ich sie unterbringen? Ich habe nur ein Zimmer außer Pauls, und dies ist nicht gelüftet und nicht gereinigt und nicht bereit gemacht. Was sollen die denken? Ach Gott, ach Gott!"

"Schweigst still, führt die Dame in das Zimmer Eures Sohnes. Euer Sohn hat es diese Nacht nicht nötig!"

"Das habe ich auch bereits gethan!"

"Sehr gut, und dann laßt sie dort."

"Aber, was wird mit dem Herrn?"

"Der Herr geht mit mir. Nun macht, daß Ihr fort kommt!"

"Ganz recht, aber es ist nicht gelüftet und nicht gereinigt, und ich muß sagen, ich bin so furchtsam —"

Hugo hatte die Wirtin bei den Schultern ergriffen und schob sie aus dem Zimmer.

"Einen Augenblick!" flüsterte er und zog sie zurück.

"Ist oben irgend etwas vorgefallen?"

"Oben? — Das Bett? — Lüften —"

"Ich meine das Mädchen. Hat sie irgendwelches Geräusch gemacht? Ist sie noch wach?"

"Ich glaube nicht, ich war hinaufgegangen und horchte und horchte — aber kein Ton war zu hören. Ach, du meine Güte, ich fürchte mich so —"

"Geht nochmals hinauf und legt Euer Ohr an die Thüre."

In diesem Augenblick hörte man von der finstern Straße her näherkommendes Räderrollen. Hugo schob die Wirtin aus dem Zimmer hinaus, warf die Thüre zu und schloß sie ab.

"Was ist das?" fragte Drayton mit heiserem Flüstern.

"Was hat das zu bedeuten?"

"Es ist die Postkutsche, welche Sie und die Dame nach Kentish Town bringen soll," sagte Hugo. "Scht — horch!"

Der Kutscher schlug an die Thüre mit dem Knopf seiner Peitsche und rief vom Vord aus:

"Hei ho, hei ho! fertig zur Abfahrt nach Kentish Town? Es Uhr ist vorüber, schon lange!" Dann hörte man, wie er die Arme unter den Schultern zusammenschlug, um sich zu erwärmen.

"Der Dummkopf!" murmelte Hugo, "kann er sich nicht ruhig verhalten!"

"Gleich!" rief Frau Drayton mit schriller Stimme, indem sie ihr Gesicht an die Fensterscheibe legte. "Viel leicht fährt der Herr mit!" erklärte sie sich selbst und dann begann sie die Treppe hinaufzusteigen mit einem Licht in der Hand.

Die Thüre des Zimmers zur Linken öffnete sich und Paul Ritson kam heraus. Alle Kraft schien ihn verlassen zu haben, er schwankte wie ein Betrunkener.

"Frau Wirtin," sagte er, "wann geht der letzte Zug nach London?"

"Um halb ein Uhr, Herr!" sagte Frau Drayton von der Treppe herab.

"Kann ich ein Gefährt bekommen, meine gute Frau, zu dieser Stunde der Nacht?"

"Es steht schon vor der Thüre, es ist just angekommen!"

Paul ging in das Zimmer zurück, wo er seine Frau gelassen hatte.

Die Männer in dem dunklen Zimmer gegenüber horchten angestrengt.

"Ruhig!" flüsterte Hugo Ritson. "Ich wußte, daß er sich eines andern besinnen werde — er geht. Nach fünf Minuten werden Sie mit der Frau nach Kentish Town abfahren, während er mit mir nach dem Bahnhof geht. In dem Augenblick, wo wir das Haus verlassen, begeben

Sie sich zu der Dame und sagen: 'Ich habe mich anders besonnen, Greta, wir müssen zusammen gehen. Komm!' — kein Wort weiter! Sie schieben sie in die Kutsche und — fort."

"Das ist," stotterte Drayton, "leichter gesagt als gethan — meiner Meinung nach."

Als Paul mit Greta allein geblieben, umarmte er sie mit leidenschaftlicher Glut, dann fiel sein Kopf auf ihre Schulter. Der starke Mann schien jetzt so schwach wie ein Kind.

"Die schwarze Lüge wirkt wie Gift in meinen Adern," sagte er.

"Was ist es?" fragte Greta und versuchte ihn zu trösten.

"Eine Lüge, niederträchtiger, grausamer, abscheulicher, als je zuvor eine Lüge ausgesprochen wurde!"

"Was ist es, Teuerster?" sagte Greta wieder, indem sie ihr Gesicht mit herzlich bittendem Ausdruck dem seinen näherte.

"Ich weiß, es ist eine Lüge! Mein Herz sagt mir, daß es gelogen ist, sogar die Steine schreien, daß es eine Lüge ist!"

"Sage mir, was es ist?" sagte Greta, ihn zärtlich umhalsend. Aber, während er noch mit dem Gift des einen schrecklichen Wortes kämpfte, überwältigte es ihn. Mit einem Schauer schob er seine Frau von sich, als ob ihre Nähe ihm peinlich wäre.

Ihr Busen wogte, sie blickte fragend in sein Gesicht.

"Wenn es Lüge ist," sagte sie, "was es auch sein möge, warum macht es Dir solchen Kummer?"

"Das ist wahr, mein Liebling," sagte er, indem er, seine Furcht überwindend, Greta in die Arme schloß und zu lächeln versuchte.

"Du hast recht, warum auch? Warum sollte es mir Kummer machen?"

"Kannst Du mir's nicht sagen?" fragte sie, den Blick ermutigend aufwärts gerichtet. Sie dachte daran, was Hugo von einem Ehehindernis gesprochen.

"Warum soll ich Dir sagen, was doch gelogen ist?"

"Dann frisch fort mit jedem Gedanken daran!" sagte sie entschlossen.

"Nun ja, fort mit jedem Gedanken, mein Liebling!" Und ein lautes, hohles Lachen folgte seinen Worten. Seine Stirne war feucht, sie wuschte den kalten Schweiß davon. Seine Schläfen glühten, sie legte ihre kühle Hand darauf. Er war nur noch ein Schatten seines früheren Selbst, die Ruine eines Mannes. "Ich wollte, ich könnte es vergessen!" murmelte er vor sich hin.

"Dann sage es mir doch," wiederholte sie, "ich habe ein Recht, es zu erfahren, ich bin jetzt Dein Weib!"

Er wandte sich ab, sie hing sich noch fester an ihn.

"Paul, es darf kein Geheimnis zwischen Dir und mir sein!"

"Himmelscher Vater!" rief er, sein angstvolles Gesicht nach oben richtend.

"Kannst Du den Gedanken nicht los werden, so lasse ihn nicht zwischen uns treten," sagte Greta. "Sollte es wirklich wahr sein, daß ein Hindernis vorhanden wäre?"

"Geliebte, es würde nichts nützen, es Dir zu sagen. Als ich Dich zu meinem Weibe nahm, gelobte ich, Dich zu schützen und zu lieben. Würde ich meinem Gelübde treu sein, wenn ich Dein Herz mit einer schwarzen Lüge belasten würde, welche den Sonnenschein aus Deinem Leben vertreiben würde? Sieh mich an — sieh mich an, Greta —"

Gretas Brust hob sich schwer, aber sie lächelte sanft und mit teilnehmender Innigkeit, indem sie ihren Kopf an seine Brust legte.

"Nein, so lange ich Dich habe," sagte sie, "kann keine Lüge dies bewirken!"

Paul antwortete nicht. Eine schwere Last von ungesprochenen Worten lag auf seiner Zunge.

Während dieses Schweigens hörten sie weinen. Es war, als ob ein armes weibliches Wesen sein Herz ausseufzte in dem Zimmer oben.

"Mein Liebster, wenn zwei Herzen durch die Ehe vereinigt wurden, so bilden sie auch wirklich nur eines," sagte Greta mit sanfter Stimme. "Hinsfort ist jeder Gedanke des einen der Gedanke beider, das Glück des einen das Glück beider, der Kummer des einen beider Kummer. Nichts kann zwischen sie treten; die Freude ist doppelte Freude, wenn beide sie teilen, und der Kummer verringert, wenn er von beiden getragen wird. Selbst der Tod, der grausame, schonungslose Tod, knüpft diese Vereinigung fester. In Sonnenschein und Sturm, in dieser und in jener Welt bleibt immer sie die gleich unlöslich feste. Das Band der reinsten Freundschaft ist schwach im Vergleich damit, und selbst die Blutsverwandtschaft ist weniger stark."

"O, himmlischer Gott, das ist zu viel!" stöhnte Paul.

"Paul, wenn diese Gemeinschaft von Denken und Thun, von Freude und Kummer mit der Hochzeit beginnt und selbst mit dem Tode nicht endigt, sollen wir jetzt hier auf der Schwelle unserer Ehe sie verleugnen?"

Ein schwerer Seufzer erschütterte Paul. "Ich kann es Dir nicht sagen," rief er, "ich habe einen Eid geschworen!"

"Einen Eid?"

„Greta, wenn unsere Verbindung eines bedeutet, so bedeutet sie Vertrauen. Vertraue mir, mein Liebling — ich bin hilflos, meine Zunge ist mir gebunden, ich darf nichts sagen, selbst Dir nicht, kaum Gott selbst!“

Für einen Augenblick trat Schweigen ein.

„Das ist genug!“ sagte sie zärtlich und nun rannen auch ihr Thränen über die Wangen hinab. „Ich will nicht mehr fragen, ich verlange nichts mehr zu wissen, Du mußt verzeihen, daß ich Dich fragte; komm, Teuerster, küsse mich, denke nicht mehr daran.“ Und sie bog seinen Kopf herab zu dem ihrigen.

Paul warf sich in einen Stuhl, er war vollständig niedergebeugt.

„Komm, Teuerster,“ sagte Greta tröstend, „sei ein Mann!“

„Es wird noch Schlimmeres kommen!“ sagte er.

„Was thut's!“ sagte Greta lächelnd. „Ich fürchte nichts, wenn ich Dich an meiner Seite habe!“

„Ich kann es nicht mehr ertragen,“ sagte Paul, „es ist keine Hilfe möglich!“

„O gewiß, Teuerster, gewiß! Nur gegen den Tod gibt es keine Hilfe!“

„Greta, Du sagtest, der Tod würde uns noch enger verbinden — dieses Geheimnis aber trennt uns.“

„Nein, Teuerster, nein, das kann es nicht!“

„Kann nichts uns trennen?“ sagte Paul, sein Gesicht erhebend.

„Nichts! Wenn auch die Welt uns von einander schiebe, wir würden dennoch beisammen sein.“

Wieder hörte man lautes Schluchzen von oben.

Paul stand auf, kein gebrochener Mann mehr. Der trostlose, niedergeschlagene Ausdruck fiel wie ein Schleier von seinem Gesicht. „Sagte ich nicht, es sei eine Lüge!“

rief er mit neuem Mut. „Greta, ich schäme mich, Dein Mut zeigt mir, wie Du über mir stehst. Sieh, was für einen erbärmlichen Feigling Du zum Mann genommen hast! Du bist Zeugin einer kläglichen Schwäche gewesen, aber das war zum letztenmal. Gott sei Dank, jetzt bin ich wieder der Mann von gestern!“

Thränen rollten ihre Wangen hinab, aber ihre Augen

glänzten hell. „Was wünschst Du, daß ich thun soll?“ sagte sie. „Gibt es nicht etwas für mich zu thun?“

„Ja, mein Liebling. Du hättest recht, als Du sagtest, der Gedanke des einen sei der Gedanke beider.“

„Nun, was ist es?“

„Etwas Schreckliches!“

„Gleichviel, ich bin bereit, es zu thun! Nun, was?“

„Du mußt Dich diese Nacht von mir trennen, nur für diese Nacht, nur bis morgen!“

Auf Gretas Gesicht brach heller Sonnenschein hervor. „Ist das alles?“ fragte sie.

„Mein Liebling,“ sagte Paul und umarmte sie innig, indem er die zuckenden Lippen küßte, „ich führe Dich durch dicke Finsternis, wo Du nicht einen Schritt vor Dir sehen kannst.“

„Aber ich halte Deine Hand, mein Geliebter,“ flüsterte Greta. Die Sprache war zu schwach für diesen großen Augenblick.

Wieder hörte man herzbrechendes Stöhnen von oben herab durch die Stille. Dann warf Paul einen Mantel



Jagd des Kronprinzen Rudolf auf dem Menzalehsee, 1881. (S. 428.)

über Gretas Schultern und knöpfte seinen Rock bis zum Halse fest.

„Es ist wenig über Mitternacht,“ sagte er mit Fassung, „vor der Hausthür steht ein Gefährt, wir können noch den letzten Zug nach London erreichen, ich habe ein Nest für Dich dort, mein Liebling!“

Dann ging er hinaus in die Wirtsstube. „Frau Wirtin,“ sagte er, „ich werde morgen nach meinem Gepäck kommen, lassen Sie es inzwischen hier liegen, wenn es Ihnen nicht im Wege ist. Wir haben Sie noch spät in der Nacht in Anspruch genommen; hier, nehmen Sie dies und meine Erkenntlichkeit!“

„Danke sehr, die Koffer sind hier ganz sicher, Herr, danke sehr!“

Er öffnete die Hausthür und rief dem harrenden Kutscher in heiterem Tone zu: „Eine kalte, feuchte Nacht, mein Lieber, Sie werden rasch fahren müssen!“

„Ja, Herr, es ist ein frostiges Vergnügen, hier zu warten — sehr kalt, besonders innerlich, Herr, da fehlt etwas!“

„Nun kommen Sie schnell herein, das sollen Sie haben, mein Bester!“

„Sehr wohl, Herr!“

Als Paul in das Zimmer zurückkehrte, um Greta zu rufen, fand er sie mit Papieren beschäftigt. Sie hatte sie vom Tisch aufgenommen, es waren die Abschriften der Urkunden, welche Hugo dort zurückgelassen hatte. Paul hatte sie während der schmerzlichen Unterredung vergessen. Jetzt suchte er sie ungelesen wieder zu bekommen, aber es war zu spät.

„Dies,“ sagte sie, indem sie eines derselben in die Höhe hielt, „ist nicht Dein Geburtschein. Diese Person, Paul Lotber, ist ohne Zweifel meines Vaters verlорener Sohn!“

„Ohne Zweifel!“ sagte Paul, indem er den Kopf sinken ließ.

„Aber er ist dreißig Jahre alt — sieh hier! — und Du bist nur achtundzwanzig!“

„Wenn ich nur das beweisen könnte, das würde genügen!“ sagte er.

„Ich kann und will es beweisen!“ sagte sie.

„Du? und wie?“

„Warte bis morgen, dann wirst Du sehen.“

Er hatte einen Arm um ihre Hüfte gelegt und führte sie nach der Thüre.

Sie blieb stehen. „Jetzt kann ich erraten, was die schwarze Lüge gewesen ist,“ flüsterte sie.

„Nun, Kutscher, vorwärts!“

„Gleich, Herr! Nach Kentish Town?“

„Auf den Bahnhof zum Zug — zum Zug von zwölf Uhr dreißig nach London!“

Die Thüre des Wagens wurde geöffnet und geschlossen. Dann hörte man wieder das bittere Weinen vom oberen Zimmer herab durch die stille Nacht.

„Armes Mädchen! Welcher Kummer mag sie wohl niederdrücken? Ihre Stimme kommt mir bekannt vor,“ sagte Greta mit schmerzlicher Teilnahme.

„Vorwärts, vorwärts, wir können nicht warten!“ drängte Paul.

(Fortsetzung folgt.)

# Bilder aus dem Eisenbahnleben.

Originalzeichnung von H. Nefel.





### Ein verkommenes Genie.

Unter dieser Ueberschrift gibt das Buch von Heinrich Grans: „Vom Theater“, eine packende Skizze, der wir folgendes entnehmen: Es mögen wohl über dreißig Jahre her sein, als im Deutschen Theater zu Budapest unter Leitung des Herrn von Witte eines der größten schauspielerischen Talente, Wilhelm Kläger, beschäftigt war. Wer den großen Künstler damals gesehen hat, wird sich seiner wahrhaft großartigen Darstellung des „Franz Moor“, „Gottlieb Goole“ (Parteiwut), „Schewo“, „Hans Jürge“, „Mephisto“ und so weiter erinnern, Rollen, die er ganz unvergleichlich spielte — wenn er nüchtern war. Leider aber begann bereits damals der Dämon der Trunkenheit die Herrschaft über den Künstler zu gewinnen. Kläger konnte wochenlang den Weg der Enthaltensamkeit wandeln, an einem Wirtshaus mit seinen verlockenden Anblikungen ohne Verhütung vorübergehen, und während dieser Zeit hatte man Gelegenheit, in ihm den liebenswürdigsten, hochgebildeten Menschen und anregendsten Gesellschaftler, den vielbewunderten Künstler, den gewandten Bühnenschriftsteller kennen und schätzen zu lernen. Dann aber war plötzlich eine Nacht im Hause, eine traurige Wendung herbeizuführen. In einer elenden, abseits gelegenen Spielstube konnte man ihn auf einer Holzbank sitzen sehen, vor sich auf dem groben Eichenstisch einen Krug mit mit Alkohol gemischtem „Ofener“ und einige Kolben gelochten Kautschuk als einziges Nahrungsmittel. Mit gerötetem Gesicht und stieren, verglasten Blicken, unverständlich vor sich hinstarrend — so fanden ihn gewöhnlich die Theaterdiener, welche der Direktor überall nach ihm ausgesandt, um ihn zur Probe oder gar zu einer Vorstellung zu holen. Während einer solchen Periode der Trunkenheit spielte sich in des Künstlers Wohnung in Ofen ein ergreifendes Drama ab. Kläger war an eine junge, hübsche Frau verheiratet, die ihrer Entbindung stündlich entgegen sah. Trotz dieses Umstandes war ihr Mann bereits seit acht Tagen seiner verderblichen Leidenschaft zum Opfer gefallen und seinem Hause fern geblieben. Endlich, eines Nachts, kehrte er zurück, erstieg mühsam die Treppe und betrat tastend das Wohnzimmer. In der Mitte desselben saß er in der Dunkelheit gegen einen Stuhl und fiel taumelnd zu Boden; zu schwach, sich wieder zu erheben, blieb er liegen und schlief ein. Als am nächsten Morgen die Sonne grell durch die Fenster drang und der Betrunkene nach und nach zum Bewusstsein gelangte, erblickte er mit Entsetzen dicht an seiner Seite den starren Leichnam seines neugeborenen Kindes, welchen man, in Erwartung des kleinen Sarges, unter Blumen auf zwei Stühlen gebettet, und welchen der heimkehrende Vater in seinem Hause mit sich zu Boden gerissen hatte. Nach diesem entsetzlichen, herzzerreißenden Vorgang war Kläger so gewaltig erschüttert, daß man für sein Leben fürchtete, und als er endlich wieder hergestellt war, gelobte er seiner armen bleichen Frau, daß nie wieder jene unheilvollen Gistropfen seine Lippen berühren würden! Sechs Wochen lang soll er auch jeder Versuchung tapfer widerstanden haben — aber dann — Leßing hatte in diesem Falle recht: „Laß dich den Teufel bei einem Haare fassen, und du bist sein auf ewig!“

### Ein phonographischer Brief.

Ein in London lebender Freund des berühmten amerikanischen Elektrotechnikers Edison, Mr. G. E. Gouraud, erhielt vor einiger Zeit mit der Post den ersten phonographischen Brief, welchen Edison mittelst seines verbesserten Phonographen hergestellt und über den atlantischen Ozean geschickt hatte. Dem „sprechenden Briefe“ war der Apparat beigegeben, in welchen die Briefplatten eingeschoben werden müssen, damit man ihren Inhalt vernehmen könne. Der Empfänger der Sendung lud einige seiner Freunde, sowie mehrere Sachverständige ein, um der interessanten Eröffnung der Briefsendung beizuwohnen. Um zwei Uhr nachmittags wurde das Paket geöffnet, die Briefplatte in den Apparat gesteckt, und alsbald hörte die Gesellschaft, von der mehrere Herren Edison persönlich kennen, die Stimme des in Amerika weilenden Erfinders ganz genau und deutlich ertönen. Edison teilte seinem Freunde phonographisch mit, daß er sein Verfahren in den letzten Wochen wesentlich verbessert und der Vollkommenheit nahe gebracht habe. Während der langen brieflichen Eröffnung sprach der Apparat alle Worte so deutlich und genau verständlich aus, daß nichts wiederholt zu werden brauchte. Alle Anwesenden, ein siebenjähriges Kind des Herrn Gouraud inbegriffen, verstanden jedes Wort. In dem Phonogramm hat Edison keinen Freund, ihre gegenseitige Korrespondenz in Zukunft auf diese einfache und praktische Weise führen zu wollen, und bemerkt hierzu, daß diese Methode schon aus dem Grunde dem bisher üblich gewesenen brieflichen Verkehr vorzuziehen wäre, weil die Nachteile der unleserlichen Schrift ausgeschlossen seien. Dem „Briefe“ war ein Gedicht aus der Feder des in New-York als Dichter hochgeschätzten Rev. Horatio Nelson Powers beigegeben, in welchem der Dichter die neue Erfindung des Phonographen in schwingenden Versen besingt. Außer dem Gedicht, welches von der Stimme des Dichters deklamiert wurde, schickte Edison noch mehrere Briefplatten musikalischen Inhalts: einen Sologansduettbrief, eine Sonatensinfonie für Pianoforte und Geige und so weiter. Das briefliche Konzert fiel glänzend aus und erfüllte alle diejenigen, welchen es vergönnt war, dem höchst interessanten Versuche beizuwohnen, mit großer Befriedigung. Der neue Phonograph unterscheidet sich bekanntlich von seinem Vorgänger dadurch, daß die Einschnitte nicht, wie früher, in eine Zinkplatte, sondern in eine Wachsplatte gemacht werden, und zwar sitzt dieselbe unter einem runden Metallplättchen in der

Größe eines Fünfmarskstückes. Diese vibrierende Platte fest einen feinen Stift in Bewegung, der die darunter befindliche Wachsplatte äußerlich fein punktiert. Die zu übermittelnden Worte werden gegen die vibrierende Metallplatte gesprochen und die Wachsplatte, welche durch eine mechanische Vorrichtung langsam in Umdrehung versetzt wird, kann nach vollendeter Rede entfernt und als einfacher Brief der Post übermittelte werden. Durch Einziehung in eine entsprechende Maschine wird durch Gegenwirkung das gewünschte Resultat erreicht. Edison beabsichtigt wöchentlich derartige Phonogramme seinen Londoner Geschäftsfreunden zu übermitteln. Auch wurden bereits im Crystal Palace gelegentlich des „Händelfestes“ phonographische, für Professor Edison bestimmte Aufnahmen gemacht.



### Aus allen Gebieten.

#### Die Reiner des Meeresstrandes.

Wenn man sieht, welche enormen Mengen organischer Stoffe täglich im Meere zu Grunde gehen, so muß man sich in der That fragen, woher es kommt, daß das Wasser immer klar und von derselben Zusammenhänge bleibt. Ohne Zweifel spielt, wie die „Zagl. Rundsch.“ berichtet, die regelmäßige Bewegung des Meeres, wie sie sich in Ebbe und Flut ausdrückt, eine sehr wesentliche Rolle für die Reinhaltung des Strandes; sie wird jedoch von einer Anzahl Hilfsarbeiter unterstützt, die etwa dieselbe Rolle spielen, wie Hunde und Geier in den kleinen östlichen Ställe. In der Nähe der Küste leben eine Menge räuberischer Fische und gieriger Krebstiere, die stets bereit sind, über eine lebende oder tote Beute herzufallen, und in den kleinen Lachen, die das Meer bei der Ebbe zurückläßt, finden sich ähnliche Räuber, von denen eine 1,5 bis 2 Centimeter lang werdende Schnecke (*Nassa reticulata*) eine Hauptrolle spielt. Sie findet sich an geeigneten Stellen zu Hunderten und Tausenden, die dem Auge freilich so lange verborgen bleiben, bis sie in Tätigkeit treten, da sie im Boden sich versteckt halten. Man darf diesen Tieren nur eine geeignete Beute zuwerfen, um sie hervorzulocken: da und dort beginnt der Sand sich zu erheben, kleine schwarze Körper, die Köpfe, tauchen auf und bald erscheinen auch die gemundenen Schalen. Mit ihrem langen Siphon, der Atemröhre, suchen sie sich durch Umhertasten zu orientieren und bald haben sie die Beute gefunden, um sie, selbst wenn es sich um einen hartschaligen Krebs handelt, in kurzer Zeit zu verzehren. Dies ist ihnen mit Hilfe des fast körperlänge erreichenden Rüssels möglich, der vorn die Mundöffnung mit den Kauwerkzeugen trägt und in den Körper der Beute, wo sich nur eine geeignete Stelle findet, eingeführt wird. Ist die Mahlzeit beendet, so wird der Rüssel in den engen Körper und letzterer in die Schale zurückgezogen; das Tier sinkt wieder in den Sand, um geschäftig auf die nächste Beute zu warten. Doch ist *Nassa* nicht der einzige Reiner des Meeresstrandes; an anderen Stellen, oft in großer Nähe des Gebiets der *Nassa*, spielt ein Krebstier, *Eurydice pulchra*, dieselbe Rolle, oder *Talitrus*- und *Orchestia*-Arten, die infolgedessen eine eigentümliche Verbreitung haben, als sie an einer bestimmten Vertikalität derart vorherrschen, daß man die betreffende Stelle geradezu als das „Kantonement“ der *Eurydice* und so weiter bezeichnen kann. Es ist schwer zu erklären, woher diese örtliche Begrenzung in der Ausdehnung einer Art kommt, warum gerade an dieser Stelle die eine Form und nicht weit davon unter anscheinend gleichen Verhältnissen eine andere Art den Herrn spielt.

#### Wärmflasche.

Zum Füllen der Wärmflaschen wendet man neuerdings essigsaures und unterschwefelsaures Natrium an, und zwar in dem Verhältnis 1:10. Nachdem man die Flasche mit genannten Salzen dreiviertel voll angefüllt hat, verschließt man sie luftdicht und legt sie so lange in einen heißen Ofen oder in heißes Wasser, bis das Salz geschmolzen ist. Solche Wärmflaschen strahlen etwa einen halben Tag lang reichlich Wärme aus und können nach dem Erkalten wieder erwärmt werden. In jedem Droguengeschäft sind obige Salze billig zu haben.

#### Zwiebeln gegen Frostbeulen.

Die Heilkraft der Zwiebeln gegen verschiedene Leiden ist von alters her bekannt und gerühmt. Gegen aufgebrochene Hände und Füße (Frostbeulen) sind sie ein vorzügliches Mittel. Man zerreibt oder zerquetscht die Zwiebeln und bestreicht damit die Kranken Stellen. Die Schmerzen lassen bald nach und in wenigen Tagen gehen die Frostbeulen in Heilung über.

#### Klebemittel für Papier auf Eisen, Zinn und andere Metalle.

Man mischt 5 Teile Mehl mit 1 Teil venetianischem Terpentin in einer Reibschale und fügt eine warme wässrige Leimlösung unter Umrühren hinzu, bis eine Art Kleister entstanden ist. Dieser Leim trocknet langsam, besitzt aber große Bindkraft. (Besonders brauchbar zum Aufkleben von Etiketten auf Blech oder Metallgeräte.)



### Humoristische Blätter

#### Anekdoten und Witze.

##### Nur realistisch!

Als vor etwa vierzig Jahren Scribe und Auber die Oper „Gustav, oder: Der Maskenball“ benannt hatten, wendete sich ersterer, über mehrere Punkte in Unsicherheit, an den in Paris lebenden Grafen Ribbing, einen der Mitstiftenden an der Ermordung König Gustav III. von Schweden, und bat ihn, einer der Proben der Oper anzuhören. Der Graf kam und folgte dem Stücke mit großer Aufmerksamkeit.

„Run,“ fragte Scribe begierig, „was sagen Sie dazu?“ „Es ist sehr hübsch,“ antwortete der Graf etwas gebohrt und lähl.

„Aber Sie scheinen nicht ganz zufrieden zu sein,“ warf Scribe ein.

„Run,“ antwortete der Graf, „Sie sind ein wenig im Irrtum; die Affaire war nicht ganz so, wie Sie dieselbe darstellen.“

„Wie war sie denn?“ fragte Scribe ängstlich.

„Es scheint mir, so weit ich mich erinnern kann,“ antwortete der Graf mit vollkommener Einfachheit, „daß wir ihn ein wenig mehr nach links ermordeten!“

Scribe dankte dem Grafen und änderte die Morbszene nach dessen Idee.

##### Tempora mutantur.

Im Jahre 1026 erhielt eine Hofdame der Kaiserin täglich, wenn sie mit ihrer Gebieterin auf der Reise war, ein Maß Met, einundeinhalb Maß Wein, fünf Maß Bier, eine Semmel, ein Eierbrot und eine Menge Futter für ihren Zelter, jährlich zwölf Rökeln und zwei Schleiter. Sie mußte auch drei Tage vorher von der bestimmten Reise unterrichtet werden, um ihre Kleider waschen und ausbessern zu können. — Die Kaiserin Gijela verurteilte eine Hofdame zu dreißig Streichen mit Birkenruten im Beisein des ganzen weiblichen Hofstaates, weil dieselbe in einer vollen Woche nichts gesponnen und einen Ritter in der Dämmerung auf ihrem Zimmer gesprochen hatte. — Im Jahre 1131 kamen dänische Gesandte zum Kaiser Lothar, dieser ließ die Kaiserin Richenza, seine Gemahlin, durch den Hofnarren rufen. Die Kaiserin entschuldigte sich, nicht abkommen zu können, indem sie keine Zeit hätte, sie müsse nämlich ihrem Herrn Eierkuchen backen.

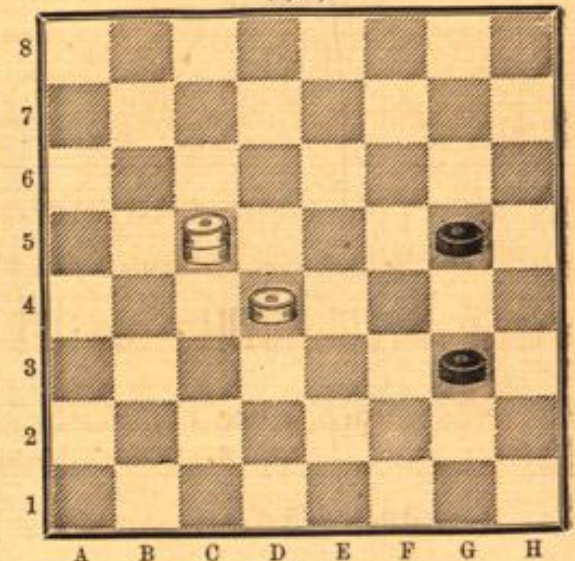
##### Ein kleiner Patriot.

Bei einer in einem Nachbardorfe jüngst abgehaltenen Kirchenvisitation richtete der Herr Superintendent an die kleinen Prüflinge die Frage: „Wie ist Gott?“ und fragte, als er die richtige Antwort: „Gott ist heilig“ erhalten hatte, weiter: „Und wenn Gott heilig ist, was sind wir dann?“ Tiefstes Schweigen ringsum. „Run, weiß es niemand? Wenn Gott heilig ist, was sind wir dann?“ Da erhob sich schnell entschlossen Müllers Friß, und siegesgewiß kommt es von seinen Lippen: „Wir sind Deutsche!“

### Damespiel.

#### Aufgabe Nr. 9.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und gewinnt.

#### Auflösung der Damespiel-Aufgabe Nr. 8, Seite 393:

Weiß.

Schwarz.

- 1) E7 - D8 2) 1) D. A7 - D4 (E3) 3)
- 2) D. D8 - B6 2) D. D4 (E3) - A7 4)
- 3) D. D6 - F4 3) D. A7 - B6 (C5, D4) oder - B8
- 4) D. F4 - E3 oder G1 - H2 gewinnt.

Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 418:

Edel denken ist schwer, wenn man nur denkt, um sein Brod zu verdienen.

Zweifelhafte Charade.

Frang' an, wie dir's gefällt, von vornen oder hinten,  
Frang' in der Mitte selbst zu lesen an;  
Du wirst auf jede Art den gleichen Vogel finden,  
Der, wenn du's nicht erräthst, sich selbst dir nennen kann.

Auflösung des Arithmoglyph Seite 418:

Fuentes  
Rheingau  
Innsbruck  
Emmy  
Dieb  
Kobbi  
Illinois  
Charente  
Helgoland  
Bioline  
Cesterreich  
Kerae  
Stromboli  
Chalcedon  
Haufla  
Kofacher  
Luebeck  
Loire  
Ebol  
Kaimund

Friedrich von Schiller — Die Kraniche des Jbylus.

Buchstabenverschiebungs-Rätsel.

|   |   |   |   |   |   |   |
|---|---|---|---|---|---|---|
| A | A | A | A | A | B | B |
| D | D | E | E | E | E | E |
| E | E | E | E | G | G | G |
| I | I | I | I | I | I | I |
| L | L | L | L | N | N | N |
| N | N | N | R | R | R | S |
| S | S | T | T | T | T | U |

Die Buchstaben im vorstehenden Quadrat sind so zu verschieben, daß die erste wagerechte und senkrechte Reihe das Königreich nennen, wovon die dritte wagerechte einen Regenten, die vierte die Hauptstadt, die siebente die oft genannte Königin bezeichnen. Die zweite und fünfte wagerechte Reihe nennen andere europäische Länder, die sechste endlich eine Kaiserin.

H. Kr. i. B.

Auflösung des Rätselsprungs Seite 418:

Denn so mein Geist nur sein gedenkt,  
Als gäb' er trauernd mir die Hand,  
Sein lechtes Aug' in mich verlegt,  
Wie einst er schiedend vor mir stand.

Doch dürst' ich froh sein Woge schau'n,  
Ging's in mir auf wie Sternenschein,  
Wollt' mich an seinem Glanz erbaun,  
Nur bedenk' noch gedulde ich sein!

„Amaranth“ von C. von Reubig.

Kleine Korrespondenz.



Frank Miller in San Francisco. Die deutsche geographische Meile, von welcher 15 auf einen Grad des Äquators gehen, ist = 7420,498 Meter; die gewöhnliche englische Meile = 1609,344 Meter; die englische Seemeile (geographical mile), das Seemah aller zivilisierten Nationen) = 1854,843 Meter. Hier solcher geographischer Meilen sind also annähernd eine deutsche geographische Meile.

Ein Abonnent in Solingen. Wenden Sie sich an Ihr Bezirkskommando, dasselbe wird Ihnen eingehende Auskunft erteilen können. Alter Abonnent in Mainz. Unter Ludwig VI. wurde die berühmte Oriflamme, eine fünfgezipelte Fahne von rotem Seidenzeug, welche von einem Quersab herabhäng, an den beiden Querseiten mit grünen Linien Quasten versehen, das Heerzeichen Frankreichs. Euphrosyne. R. Dayer, k. k. öst. Rittmeister a. D., Preygen am Bodensee.

Reallehrer in R. Uns ist über den angegebenen Namen etwas Näheres nicht bekannt. Werke, die Ihnen Aufschluß gewähren können und von denen das eine oder das andere höchstwahrscheinlich auf der dortigen Stadtbibliothek zu haben sein wird, sind: W. Wodernagel, die germanischen Personennamen — Abel, die deutschen Personennamen — Post, die Personennamen — Hörtermann, Altdenisches Namenbuch — Andersen, die altdenischen Personennamen.

R. Gölzner in Prag. Zum Befestigen von Papier auf Leder oder Metall wird als Klebemittel eine Mischung von 3 Teilen feingestohlenen Sandes und 10 Teilen Natronwasserglas empfohlen. Machen Sie einmal einen Versuch damit.

Hermine Freund in Bamberg. Unter Wärmeäquator versteht man die Linie, welche die Punkte größter mittlerer Wärme auf der Erde miteinander verbindet. Allerdings existiert streng genommen kein zusammenhängender Wärmeäquator, vielmehr nur eine verschiedene breite Zone, innerhalb welcher die größten Jahrestemperaturen vorkommen. Es liegt dies an der verschiedenen Erhebung und der ungleichen Verteilung der Festländer und Meere. Diese Zone liegt meist nördlich vom Erdäquator und weist eine Durchschnittswärme von 21 bis 22 Grad Reaumur auf.

J. B. in M. Reimbederung wird nur unter Glas in gespannter Luft möglich sein. Fragen Sie auch die Redaktion der „Zeitschrift für Fort- und Jagdwesen“, Berlin.

H. Kr. in B. Dankend bemerkt. Abonnent in der Bukowina. Gemäß können Sie zum ermäßigten Preis von Mark 2,50 den Jahrgang 1884 unseres Journals beschaffen noch haben und bitten wir denselben nur bei Ihrer Buchhandlung zu beschaffen.

Langjähriger Abonnent in N. Hannover zählt Einwohner: 1812 21,000; 1867 74,000; 1871 88,000; 1875 107,000; 1883 123,000; 1888 166,000.

Abonnent in Pöbelen. Zur Anfertigung eines Holzschnittes muß doch erst eine Vorlage, Zeichnung oder Photographie vorhanden sein. Wir verstehen daher Ihren Wunsch nicht.

Richtige Lösungen von Rätseln, Reden, Charaden u. sind uns zugegangen von: Frau Lydia Bernburger, Borken (R. A.); Elisabeth Heine, Trier; Wanda von Worbis, Wien; Marguerite, Paris; Fr. Philippine Reiter, Ghr; Alma Borandi, Rio Janeiro; Elsa und Anna Weiner, Berlin; Olga Meyer, Riga; Maud White, San Francisco; B. v. Duta, Traunstein; Hrn. E. Paufelius, Braunschweig; Kamill Heller, Innsbruck; C. Kaby, Bologna; B. Heter, Rechnungsunteroffizier, Lemberg; H. Koesner, Belgrad; Pastor B. D.; Die vier vom runden Tisch, Erlangen; Frank Bachmann, Galveston (R. A.); Friedrich Kellenberger, St. Gallen; „Auch überm Meer trenn' gelieben“, Bahia (Brasilien); Kurt Drenner, Mainz.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

Abonnent L. H. a. E. Die Ursachen der so häufig vorkommenden Halskatarrhe sind wiederholte Erkältungen, Aufenthalt in rauchiger, feuchter Luft, zu scharfe Speisen und Getränke, zu hohe Hitze oder Kältegrade der Nahrungsmittel, zu starkes Rauchen und dergleichen mehr. Bei milder Witterung treten sie weniger häufig auf als bei rauher. Um sie zu beseitigen, müssen obige Ursachen möglichst vermieden und nebenbei eine örtliche Behandlung eingelegt werden; letztere ist namentlich in hartnäckigen und chronischen Fällen nicht zu entbehren und durch den Arzt dem jeweiligen Fall entsprechend einzuleiten. Eine Rönig. Nach eingezogener Erkundigung gibt es in Born-Badt keine Anstalt für Lungentranke. Dr. Sch.

Anfragen.\*)

16) Wie entfernt man alte Tintenflecke aus weißer Wäscheleiwand? Abonnentin in Innsbruck.

Antworten.

Auf 12): Die Frage, Stiefel so wasserfest zu machen, daß man damit in Meerwasser etwa eine Stunde stehen kann, ist etwas unschuldischer Natur. Wenn sogenannte „Wassersiefel“ von vornherein wirklich als solche gemacht sind, dann ist selbstredend, daß selbige Wasser weder durchlassen dürfen, noch tatsächlich Wasser durchlassen. Es werden unter anderem die Sohlen fester genommen, ferner die unteren Bestandteile der Stiefel gut eingepicht, endlich werden die Stiefel mit einem recht guten Lederfett eingestrichen und was dergleichen noch mehr ist. Ein jeder reelle Schuhmacher stellt wasserfeste Stiefel her.

Auf 13): Jos. Kabbels, Westwall 31, Grefeld, Rheinpreußen.

\*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden uns mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlicht, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von unseren Abonnenten bereit sind.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart. Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neuestes und schönstes Oster- und Konfirmationsgeschenk für junge Damen.

Sobald ist erschienen:

Aus der Töchterchule ins Leben.

Ein allseitiger Berater für Deutschlands Jungfrauen.

Unter Mitwirkung hervorragender Kräfte herausgegeben von

Amalie Baisch, geb. Marggraf.

Mit einem Titelbild von Emanuel Spitzer.

Preis geheftet 5 Mark; in elegantem Original-Einband Preis 6 Mark.

Das Buch trägt der modernen Frauenbewegung gebührend Rechnung und erörtert dabei alles das, was im allgemeinen zu geistig und leiblich gesunder, echt weiblicher Heranbildung eines jungen Mädchens unerlässlich ist. Der erste Teil verbreitet sich über das Leben im Elternhaus, im Pensionat, in der Gesellschaft, über die Thätigkeit am Näh- und Schreibisch, über Lektüre, Gesundheits- und Schönheitspflege, Spiel und Sport und begleitet das junge Mädchen bis an die Schwelle des Ehelebens; die zweite Abteilung zieht alle wesentlichen Berufswege in Betracht, für die ein Mädchen sich ausbilden kann, von der häuslichen Beschäftigung an bis zu den streng fachwissenschaftlichen Studien und Laufbahnen — alles das aber nicht in trockenem, dogmatischem Tone, sondern in interessanten und anregend wirkenden Lebensbildern, welche die Aufmerksamkeit der Leserin stets wach erhalten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Wöchentliche Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Anzeigen für die Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes. 1 M. Reichsmünze. In Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Einzigste authentische Kaiser Wilhelm-Biographie!

Sobald ist erschienen eine neue Auflage unserer Kaiser Wilhelm-Biographie unter dem Titel:

Ein Vermächtnis Kaiser Wilhelms I.

Einundneunzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg.

Ein Menschen- und Weltbild unseres

unvergeßlichen Kaisers Wilhelm I.

von Oskar Meding.

Das Werk trägt jetzt auch äußerlich das Siegel der historischen Wahrheit in der allen seinen Teilen gewordenen beifälligen Zustimmung weiland Seiner Majestät des deutschen Kaisers und Königs Wilhelm I. und bildet die einzige authentische Kaiser Wilhelm-Biographie!

Es dürfte kaum ein ähnliches Faktum in der Geschichte der Welt an seiner Lebensgeschichte, die der Nachwelt hinterlassen werden soll, in der Weise eingehend mitarbeitete, wie Kaiser Wilhelm bei diesem Werke es getan. Er verfolgte die Arbeit mit gnädiger Teilnahme bis in die Einzelheiten und gewährte derselben seine volle Billigung und Anerkennung. „Das Beste in unserem Buche war sein eigen“, dürfte deshalb das Schlusswort lauten: „Des Kaisers Bild hat auf unserer Arbeit geruht und sein eigener Geist durchdringt und erfüllt dieses Buch seines Lebens“.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Mit dem Supplement: Willensmeinungen, Aenderungen und Einschaltungen S. M. des Kaisers und Königs Wilhelm I. zu Allerhöchstdessen Lebensbild.

Erinnerungsgabe für das deutsche Volk

mit Illustrationen nach den von des hochf. Kaisers und Königs Majestät Allerhöchstdessen zur Benützung verfertigten Aquarellen.

Unter Allerhöchster Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm II. herausgegeben von Carl Sallberger.

Nebst Illustrationen aus den letzten Lebenstagen des hochf. Kaisers.

25 Bogen hoch Quart. Preis elegant geheftet 3 Mark; in feinem Original-Einband 4 Mark.

# Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à  
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

**Neueste u. beste Schulen.**

Celli- u. Violoncello-Schule v. H. Heberlein, 21. geb. 2. —  
Clarinetten-Schule v. K. Kietzer, 21. geb. 2. —  
Concertin-Schule v. J. A. Sokoloff, 1. —  
Cornetschule v. A. F. Bagants, 21. geb. 2. —  
Flötenschule v. E. K. Köhler, 21. geb. 2. —  
Grosse Klavierschule v. Louis Köhler, op. 314. Letzt. Meisterwerk  
d. berühmten Padagog. 3 T. geb. 2. —  
Gitarrenschule v. Alois Mayer, geb. 1. —  
Harmonikschule v. J. A. Sokoloff, 1. —  
Harmonikschule v. A. Michaelis,  
auch für Organisten, 2 Teile, geb. 2. —  
Harmonielehre v. F. Dröske, f. geb. 3. —  
Handelnschule v. E. Köhler, geb. 2. —  
Melodielehre v. A. Michaelis, f. geb. 2. —  
Münchener Zitherlehrermeister von  
O. Messner, leichteste Meth. geb. 2. —  
Sänger ABC u. Kompass v. E. Nössler, 1. —  
Violoncello-Schule v. A. F. Bagants, 21. geb. 2. —  
Wiener Zitherschule v. A. Mayer, geb. 2. —  
Der kleine Kubistein, für junge Pianisten,  
70 erste u. leitere, klass. u. mod. Stücke,  
100 Seiten, m. Fingersatz v. F. Friedrich.  
Pracht-Ausz. 3. — Billige Ausg. geb. 2. —  
Verlag v. Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig  
sowie durch jede Buch- und Musikhandl.

Die Signale schreiben über die Grosse  
Klavierschule von Louis Köhler, op. 314:  
„Das ausserordentlich gründliche und bis  
ins einzelne gehende Werk bedarf keiner  
besonderen Empfehlung.“

Wer gründlich Klavier u. Musik lernen  
will, nehme nur Louis Köhlers Grosse  
Klavierschule op. 314.

## Bestes Putzmittel der Welt!



Ueberall vorrätig.  
Man achte genau auf unsere Firma  
und Schutzmarke!

**Cognac**  
der Export-Cie.  
für Deutschen Cognac  
Köln a. Rh., Saliering 55,  
bei gleicher Güte bedeutend  
billiger als französischer.  
Man verlange stets Etikettes mit unserer  
Firma.  
Direkter Verkehr nur mit Wiederer-  
käufern.



**Kaiser-Blume**  
feinster Sekt  
gesetzlich  
geschützte Marke  
von  
**Gebrüder  
Hoehl**  
in  
**Geisenheim.**  
Schaumwein-  
Keller.

Zu beziehen durch die  
Weinhandlungen.

**J. J. Gietel, Leipzig.**  
Königl. Hoflieferant.  
**Tafel-Liqueure**  
Postk. enth.  
4 Flaschen  
franko geg. 5 Mk. in anerkannter, langprober  
Güte die Liqueurfabrik v. Heine, Kaneshoven,  
Königsberg i. Pr. Etalier 128.

**Pain-Expeller**  
Das unver-  
lässigste Mit-  
tel gegen Gicht,  
Rheumatismus,  
Gichtschmerzen, Gelenk-  
schmerzen u. s. w. ist nach-  
weislich: **Wichters Unter-  
Pain-Expeller.** Preis 50 Pf.  
und 1 Mk. Vorrätig in den meisten  
Apotheken. Nur echt mit Wulst.  
H. W. Richter & Cie., Adolphsbl.

Ca. 70 Tausend Probe-Nummern  
Abonement. gratis und franko.

## Berliner Tageblatt

u. Handels-Zeitung

nebst seinen wertvollen 4 Separat-Beiblättern:

Illustriertes Beiblatt „ULK“, belletristisches Sonntagsblatt  
„Deutsche Tefschalle“, feuilletonist. Beiblatt „Der Zeitgeist“,  
Mitteilungen über Landwirtschaft, Gartenbau und Haus-  
wirtschaft.

Durch seinen reichhaltigen, gediegenden Inhalt hat sich das „Berliner Tage-  
blatt“ die besondere Gunst der  
**gebildeten Gesellschaftskreise**  
erworben. Infolge seines ausgebreiteten Vertriebs in Deutschland und im Auslande  
ist das „Berliner Tageblatt“ die am meisten verbreitete  
**große deutsche Zeitung**  
geworden; das „Berliner Tageblatt“ entspricht aber auch allen Anforderungen,  
welche man an eine solche zu stellen berechtigt ist, in vollem Maße.

In den Theaterfeuilletons von **Dr. Paul Lindau**  
werden die Aufführungen der bedeutenden Berliner Theater einer eingehenden Beur-  
teilung gewürdigt, während in dem täglichen Feuilleton die Original-Romane der  
hervorragendsten Autoren Aufnahme finden, so erscheint im nächsten Quartal  
ein neuer spannender Roman der beliebten Schriftstellerin  
**E. Vely, unter dem Titel: „Malaria“.**

Man abonniert auf das täglich 2mal in einer Abend- und Morgen-  
ausgabe erscheinende „Berliner Tageblatt u. Handels-  
Zeitung“ nebst seinen 4 Separat-Beiblättern bei allen Postanstalten des Deut-  
schen Reiches für alle 5 Blätter zusammen für 5 Mk. 25 Pf. vierteljährlich.

Da ich nicht reifen lasse, so offeriere garantiert reinen, selbstgefilterten, Raschweizen  
**Rheinwein**  
Weihen von 45 Pf. an | pro Liter bis zu den feinsten Vogen.  
Kleinstes Gebinde 25 Liter.  
Proben und Anweisung zum richtigen Abfüllen der Weine gratis und franco gegen Einendung  
von 30 Pf. pro Probe für Glas und Packung.  
Kierlein a. Rh. **Franz Hirsch, Weingutsbesitzer.**

16 Medaillen & Ehrendiplome.

## Civils

### FLEISCH-EXTRACTE

Liefern die wohlgeschmeckendsten und kräftigsten Suppen.

Instrumente und Artikel aller Art 10—15 pCt. billiger erworben.  
Violinen, Zithern, Saiten, Blasinstrumente, Trommeln, Harmonikas.  
35 Spielzeug, Musikwerke, Musikgeschenke aller Art.  
Vor garantirt gute Waren. — Beste Bezugsquelle. — Ferner  
groszen Musikalienlager, billigste Preise. — Preis, gratis-franks.  
Instr.-Fabrik **ERST CHALLIER** (Rudolphs Nachf.) in GIESSEN.

**Musik-**

## CRÈME SIMON

besetzt in einer Nacht alle Mitesser, Frostbeulen,  
Lippenrisse, ist unersetzlich gegen aufgesprungene  
Haut, rothe Hände, Gesichtsröthe und macht die  
Haut blendend weiss, kräftigt und parfümiert sie. Dieses  
unvergleichliche Produkt wird von den berühmtesten  
Aerzten in Paris empfohlen und von der eleganten Damen-  
welt allgemein angewandt.  
**J. SIMON, 36, Provence, PARIS.** In allen Apothek. u. Parfum.

**Zwanzigjähriger Erfolg!**  
Das bis jetzt bekannte, einzig wirklich sichere  
Mittel zur Herstellung eines Bartes ist Professor  
**Dr. Modenis**  
**Bart-Erzeuger.**  
Garantie für unbedingten Erfolg innerhalb 4 bis  
6 Wochen, selbst bei jungen Leuten von 17 Jahren.  
Absolut unschädlich für die Haut. Diskreter Versand.  
Flacon Mk. 2.50. Doppelflacon Mk. 4. Allein echt zu  
beziehen von **Giovanni Bergh** in Köln a. Rh.,  
Eau de Cologne- und Parfümeriefabrik.

**Spezialarzt Dr. med. Meyer**  
Berlin, Leipzigerstr. 91.  
heilt brieflich alle Arten Frauen- und Haut-  
krankheiten, Nervenschwäche, selbst in den hart-  
näckigsten Fällen mit bestem Erfolg.

**Die Stiftung**  
von **Zimmermann'sche Naturheilanstalt**  
bei Chemnitz, in reizender Lage. Anwendung der physikalisch-dietetischen  
Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-,  
Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettleibh., Gicht, Zuckerkrankh. u. s. w.,  
Sommer- u. Winterkuren. Prospekt mit Beschreibung der Methode gratis  
durch die Direktion, sowie durch die Filialen der Firma Rudolf Mosse.

**Herren-Kleider-**  
stoffe in Buckskin, Kammgarn, Tuch  
etc. Vortellhafteste Bezugsquelle für  
Private, Abg. jed. Meterzahl. Muster frei.  
**Carl Haussig, Cottbus.**

Auflage 552.000; das verbreitetste  
aller deutschen Blätter überhaupt;  
außerordentlich reichhaltige Illustrationen  
in zwölf fremden Sprachen.

**Die Robenwelt.**  
Illustrirte Zeitung  
für Toilette und  
Handarbeiten. Wo-  
möglich mit Num-  
mern. Preis vier-  
teljährlich Mk. 1.25  
— 75 Pf. jährlich  
erscheinen:  
24 Nummern mit Toi-  
letten und Hand-  
arbeiten, enthaltend  
gegen 2000 Abbil-  
dungen mit Be-  
schreibung, welche  
das ganze Gebiet  
der Garderobe und Leibwäsche für Damen,  
Mädchen und Knaben, wie für das jartere  
Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche  
für Herren und die Bett- und Tischwäsche u.  
wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Um-  
fange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für  
alle Gegenstände der Garderobe und etwa  
400 Muster-Vorgeichnungen für Web- und  
Zusticherei, Namens-Gliffen u.  
Kronenmuster werden jederzeit angenommen bei  
allen Buchhandlungen und Postanstalten. —  
Probe-Nummern gratis und franco durch die  
Erpedition, Berlin W., Potsdamer Str. 33;  
Wien I., Dieringstr. 2.



Anerkannt bestes Putzmittel der Welt. Man  
achte genau auf Firma und Schutzmarke!  
Zur Vernichtung überalter Gerüche  
gebrauche man das Original-

**Creolin**  
Pearson  
worüber allein zahlreiche wissenschaftliche  
Arbeiten erschienen.  
Man fordere von Apothekern und Drogu-  
isten oder plombierte Flaschen (60 Pf.) von  
**William Pearson & Co., Hamburg.**

**Bewährtestes Mittel gegen Kopfschmerzen,  
Migräne, Neuralgische Schmerzen,  
Rheumatismen, Keuchhusten u. A.**  
Dosis nach ärztlicher Verordnung.  
(Für Erwachsene in der Regel 1—2 Gramm.)  
ist **Dr. Knorr's Antipyrin**  
zu haben in allen Apotheken; man verlange ausdrücklich  
„Dr. Knorr's Antipyrin“. Jede Original-Büchse trägt  
den Namenszug des Erfinders „Dr. Knorr“ in rotem Druck.

**PATENTE**  
schnell und sorgfältig durch  
**RICHARD LÜDERS, Civil-Ingenieur**  
in GÖRLITZ.

**Rheinwein.**  
Gegen Einendung von M. 30 verfährt mit  
Faß ab hier 50 Liter selbstgefilterten  
guten und **Weißwein**, dessen  
absolute Reinheit ich garantiere.  
**Friedrich Lederhos, Ober-Ingelheim a. Rheine.**

Jede Schrift wird schön. Probe gratis  
Brieflichen Unterricht  
Ohne Vorher-  
zahlung  
Probefrief  
gratis  
**Buchführung etc.**  
Sichere  
Existenz  
**F. Simon,**  
Abtheilung für briefl.  
Unterricht Berlin SW. 48

**JAPAN T.S.K. SOYA**  
zur Würzung und Kräftigung von  
Suppen, Braten, Tunken, Fisch etc.  
In Delicatess-, Droguen- und  
Colonialwaren-Geschäften.  
General-Depositär für Deutschland:  
**F. G. Taen Arr-Hee, Berlin W.**

**Stottern**  
heilt **Rudolf Denhardt's** An-  
stalt **Eisenach** Pros-  
p. gratis  
(früher Burgsteinfurt).  
Gartenlaube 1878 No. 13. 1879 No. 3. **Eisenach**  
Anst. Deutschl., die mehrf. staatl. ausgezeichn.

● Stellung und Existenz ●  
gediegene kaufmännische Ausbildung  
durch  
**Brieflichen prämierten Unterricht**  
**BUCHFÜHRUNG**  
Correspondenz,  
Rechnen, Kontorarbeit,  
Prospekt u. Probebrief  
gratis u. franco  
Bitte  
zu adressiren  
Erstes Deutsches  
Handels-Lehr-Institut  
**Otto Siede — Elbing**

**Profosa**  
Karamellen  
Könn.-biat. Genussmittel  
gegen Magenleid  
von **L. Pletsch.**  
Dresden - Blasewitz,  
Polenzstr. 44. Chem.-schm.  
**Laboratorium.**  
besitzt speziell u. sehr  
Entwickelung u. Cons-  
servierung vollst. Form  
und Schönheit der Süße.  
D. Carton 10 Kart. Gegen  
Einendung des Betrages  
oder Nachnahme, auch post-  
lagernd, Alles Nähere in  
Diskretion gefahrt.

**Enthaarung.**  
**Mundellus'sches Decoloratorium.**  
Unschäd. Mittel, um die so verunzierenden  
Arm- und Gesichtshaare bei Damen spurlos  
schnell u. ganz schmerzlos zu entfernen. Fl. 3 Mk.  
Apoth. Mundellus, Berlin, Linsenstr. 19.

**Wollstoffe**  
zu Damenkleidern  
Bogenmäntel etc. offerirt zu  
billigsten Fabrik-Preisen das  
Wollwaren-Fabrik-Geschäft  
**Alwin Tietze, Greiz**  
Abgabe jeden beliebigen Einzel-  
masses direct an Privatleute.

**Bewährtestes Mittel gegen Kopfschmerzen,  
Migräne, Neuralgische Schmerzen,  
Rheumatismen, Keuchhusten u. A.**  
Dosis nach ärztlicher Verordnung.  
(Für Erwachsene in der Regel 1—2 Gramm.)  
ist **Dr. Knorr's Antipyrin**  
zu haben in allen Apotheken; man verlange ausdrücklich  
„Dr. Knorr's Antipyrin“. Jede Original-Büchse trägt  
den Namenszug des Erfinders „Dr. Knorr“ in rotem Druck.

**PATENTE**  
schnell und sorgfältig durch  
**RICHARD LÜDERS, Civil-Ingenieur**  
in GÖRLITZ.

**Rheinwein.**  
Gegen Einendung von M. 30 verfährt mit  
Faß ab hier 50 Liter selbstgefilterten  
guten und **Weißwein**, dessen  
absolute Reinheit ich garantiere.  
**Friedrich Lederhos, Ober-Ingelheim a. Rheine.**

Jede Schrift wird schön. Probe gratis  
Brieflichen Unterricht  
Ohne Vorher-  
zahlung  
Probefrief  
gratis  
**Buchführung etc.**  
Sichere  
Existenz  
**F. Simon,**  
Abtheilung für briefl.  
Unterricht Berlin SW. 48

**JAPAN T.S.K. SOYA**  
zur Würzung und Kräftigung von  
Suppen, Braten, Tunken, Fisch etc.  
In Delicatess-, Droguen- und  
Colonialwaren-Geschäften.  
General-Depositär für Deutschland:  
**F. G. Taen Arr-Hee, Berlin W.**